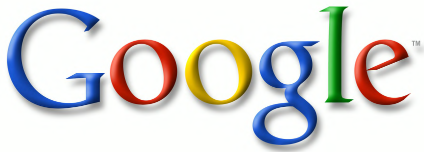
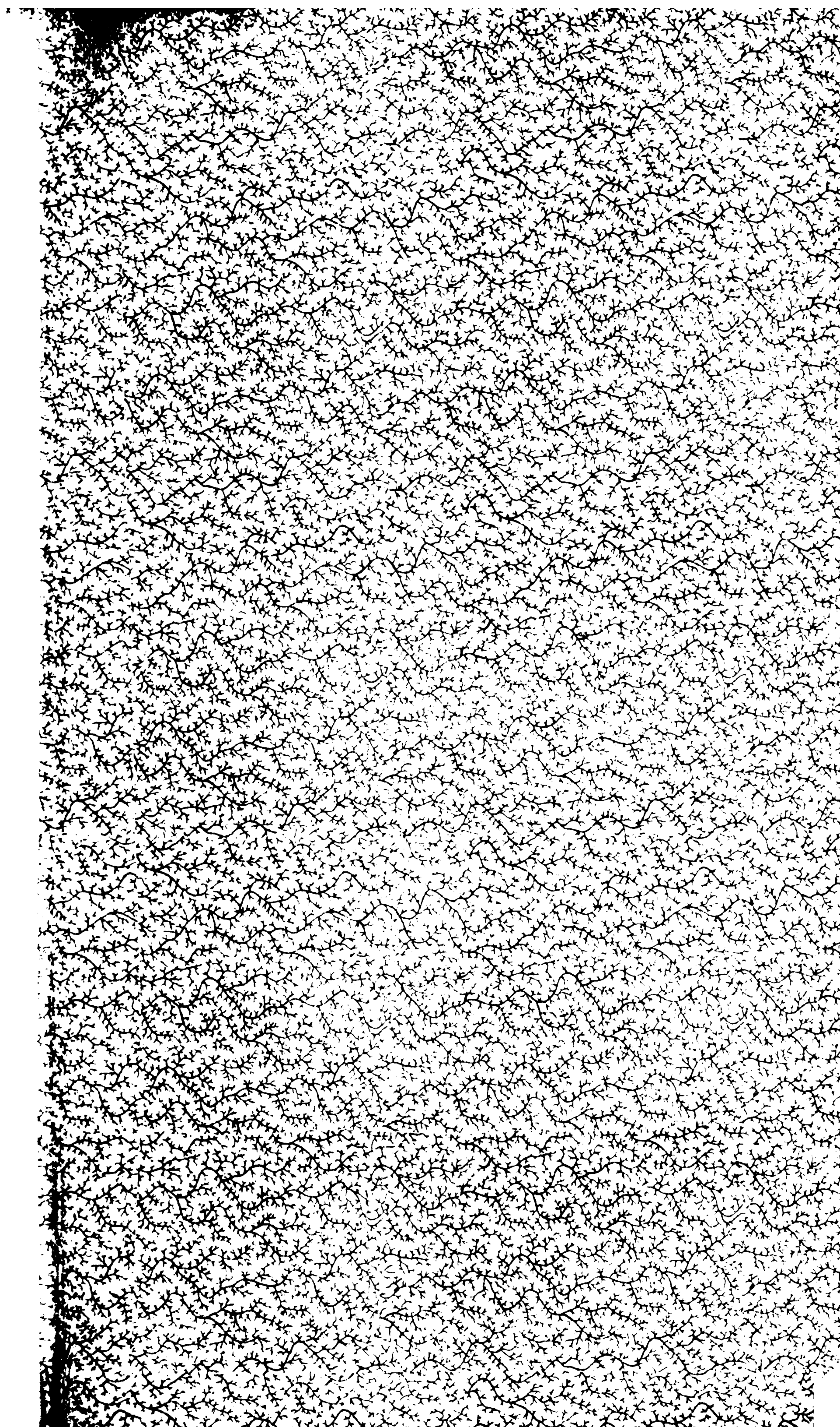
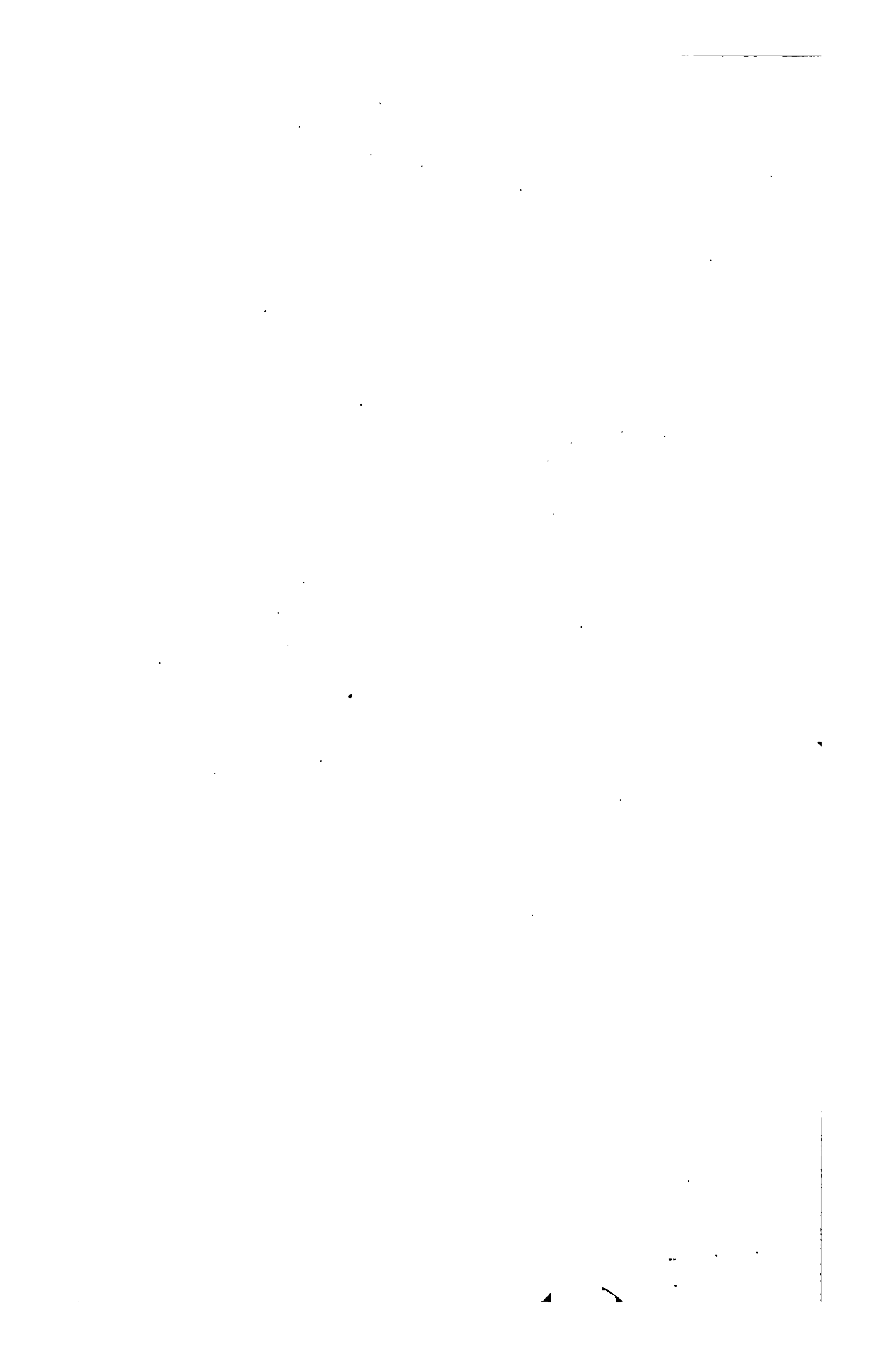



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06667247 2





# Kaiser Wilhelm II

## und seine Erziehung.



Aus den Erinnerungen seines französischen Lehrers

Franz Ayme.



Leipzig,
Verlag von H. Schmidt & C. Günther.
1898.

1. William II, German emperor.

# Kaiser Wilhelm II

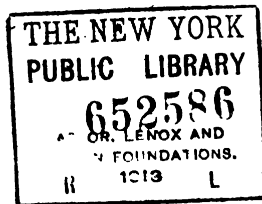
## und seine Erziehung.

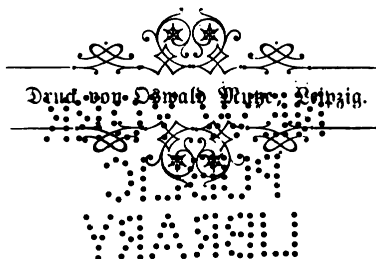
Aus den Erinnerungen seines französischen Lehrers



Franz Ayme.

Leipzig,
Verlag von Schmidt & Günther.
1898.





Druck von Oswald Mutze, Leipzig.

# Vorwort des Uebersetzers.

Das vorliegende Werkchen ist in allen seinen Anschauungen und Ideen wesentlich französisch, wenn die nationalen Vorurteile auch durch den Aufenthalt des Autors im Auslande etwas gemildert sind. Mit den Anschauungen des Verfassers über den Fürsten Bismarck, die überhaupt schon gemildert wiedergegeben sind, ist weder die Verlagshandlung noch der Uebersetzer einverstanden, hielten es aber im Interesse des Buches nicht für richtig, das Kapitel ganz zu unterdrücken. Ich habe mich bemüht, eine möglichst getreue Uebersetzung zu Stande zu bringen in der Hoffnung, daß diese ein be-

scheidener Schritt weiter auf dem Wege sein möge, auf dem der Kaiser selbst uns mit gutem Beispiel vorangeht, ich meine das Werk der Versöhnung der beiden großen Nachbarnationen.

London, im Oktober 1897.

**Der Uebersetzer.**

# Erstes Kapitel.

## Auf dem Wege nach der deutschen Universität Bonn.

Es hat etwas sehr anziehendes, alte Erinnerungen am Geiste vorüberziehen zu lassen und in einigen Stunden lang entschwundene Jahre noch einmal in Gedanken zu durchleben.

An einem wunderschönen Frühlingstage sich auf den Weg nach einer deutschen Universität zu begeben! Wieviel Freude bringt nicht eine solche erste Reise mit sich! Wieviel Hoffnungen ist sie nicht im Stande, in dem jungen Herzen zu erwecken. Dann die Unruhe und Aufregung im Augenblicke

der Abfahrt. Noch ein letztes Lebewohl und „Auf Wiedersehen!“ den Verwandten und Freunden, dem Heimatland. Man malt sich schon im Geiste die Wiederkehr mit ihren Überraschungen aus.

Der Zug hat sich in Bewegung gesetzt. Der Anblick der mir unbekannten Landschaften, das Kommen und Gehen der Reisenden auf jeder Station, die Städte und Marktflecken, durch welche wir reisten, nahmen meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Während einer solchen Reise empfängt man Eindrücke, manchmal oberflächlich, oft auch gründlicher, tiefer, wie man sie selten jemals wieder empfindet.

In Köln hielt ich mich einen halben Tag auf. Wie komisch es klingt, die Leute eine andere Sprache als die eigene sprechen zu hören. Mir war es, als könnten diese Leute einander nicht verstehen. Ich besuchte zuerst den Dom, dann die Hängebrücke und die Passage, welche für die Rheinstadt ungefähr von der gleichen Bedeutung sind, wie die Boulevards für Paris. Sapperment! Wie viele J. M. Farina es giebt! Und ein jeder von ihnen preist sein Fabrikat von Kölnischem Wasser als das einzig echte an.

Ich kehrte endlich zum Bahnhof zurück, um den Zug noch zu erreichen, der mich nach Bonn bringen sollte. Ich freute mich all der verschiedenen Eindrücke, die ich empfangen hatte, doch bedrückte mich eines, ich hatte kein Wort Deutsch verstehen können! Und das nach all den Stunden, die mir ein polnischer Flüchtling während meiner Knabenjahre mit nie ermüdendem Eifer gegeben! — Bonn! Du Königin unter den Universitäten Germaniens! Die Stadt ist auf dem linken Ufer des majestätisch und hell vorbeiflutenden Rheines erbaut. Es sieht aus, als ob Feenhände sie dahingezaubert hätten, inmitten der reizenden Landschaften des Siebengebirges, diese schöne Stadt mit den zierlichen Häusern, den hübschen Anlagen und dem bewegten Treiben der von allen Weltteilen herbeiströmendeu Jugend. — — —

Aber nun kamen die Sorgen des Einlebens. O, dieser erste Abend in einem fremden Land! Wie einem das Herz wehthut, wenn man an den heimatlichen Herd, an sein Zimmer, an die Sitten und Gewohnheiten des Vaterlandes zurückdenkt. Doch

das bringt nun einmal diese Lehrzeit des Lebens mit sich. Um sich zu trösten, schreibt man Briefe an alle die Lieben, die man in der Heimat zurückgelassen. Man erzählt ihnen von der Reise in allen ihren Einzelheiten und von den Merkwürdigkeiten, die einem zu Gesicht gekommen sind.

Ich hatte mir eingebildet, daß ich mich leicht würde verständlich machen können, solange ich langsam spräche. Auch diese Illusion sollte mir bald benommen werden. Am nächsten Morgen beim Frühstück nämlich machte ich der Wirtin nach vielen Schwierigkeiten verständlich, daß ich ein „Stück Kaiser“ wünsche. Ich meinte Käse. Auch verlangte ich späterhin einmal „Kirchen“ statt Kirschen. Es wurde mir rasch klar, daß ich sehr würde zu arbeiten haben, um die lebende Sprache zu lernen. Von den flüchtigen Eindrücken, die ein junger Mann bei der ersten Trennung vom heimatlichen Boden empfindet, sind mir einige, allerdings sehr naive, trotz der langen Zeit, die seitdem vergangen, im Gedächtnis geblieben. So erinnere ich mich noch, wie verblüfft ich war, als ich zum erstenmal das Café Bellevue betrat,

einen beliebten Zusammenkunftsort der Studenten. „Mein Gott," dachte ich, „man spricht doch so viel von der robusten, kräftigen Natur der Deutschen. Wie kommt es nur, daß alle diese jungen Leute hier skrophulös sind? Es wäre wahrhaftig gut, wenn es noch Könige von Frankreich gäbe, die sich des Privilegs erfreuten, diese Krankheit zu heilen." Aber was mir Skropheln zu sein schienen, waren ganz einfach Narben, die von Verwundungen mit dem im Duell meist gebrauchten Rapier herrührten. Welch' alberne Eitelkeit, auf diese Weise eine benarbte Stirn, ein zerfetztes Gesicht, eine zusammengestückte Nase und ein geflicktes Kinn zur Schau zu stellen. Und das Gesicht eines deutschen Studenten muß zahlreiche Narben dieser Art haben, wenn er die Achtung seiner Kollegen erwerben will.

Mit der meinem Alter, ich war damals 20, gewöhnlichen Leichtigkeit, hatte ich mich in wenigen Tagen eingelebt, und nach einigen Wochen fügte ich mich fröhlich den Sitten der Umgebung, worunter allerdings auch die Unmäßigkeit im Trinken mit einbegriffen war. Wie viele „Bock" leerten wir

nicht des Abends, wieviel Gläser Maitrank in den umliegenden Dörfern! Nicht zu vergessen der zahlreichen Schach- und Skatpartieen, die gemacht wurden, meist benetzt mit reichlichen Trankopfern. Die bei diesen Gelegenheiten gesungenen Commerslieder wiesen beinahe soviele Refrains auf, wie die Tische vor uns leere Gläser. Und welcher Frohsinn herrschte, welche Kameradschaft! Auch machte ich große Fortschritte in der Sprache. Es gab kein Getränk mehr, dessen Namen ich nicht wußte.

Die Jahreszeit war wunderschön. Die Sonne erfüllte mit ihrem Licht die bezaubernden Thäler des Rheins. So beschloß ich denn, die Gelegenheit zu benutzen, um den Fluß hinaufzufahren und durch den Umgang mit den Leuten mir die deutsche Sprache noch mehr anzueignen. Der Ausflug ist mir noch frisch im Gedächtnis. Wir waren wohl zwölf junge Leute, voll von Humor und versehen mit gesunden Gliedmaßen. Wir sahen Andernach, Neuwied und Coblenz, St. Goar, Bacharach, Rüdesheim, Bingen, Kreuznach und anderes mehr. Auf diese Weise verschafften wir uns eine Reihe vergnügter Tage. Wir

bewunderten die Flußufer mit ihren in vollem Grün prangenden Weinbergen, die stolzen Ruinen und die Marktflecken mit jener fröhlichen, lauten Begeisterung, welche der Jugend eigen ist — man freute sich über alles. So riefen wir beim Passieren von Oberwesel uns heiser mit dem bekannten, „Wer ist Bürgermeister von Wesel?", damit das Echo zurückschalle „Esel." — Es ist selbstverständlich, daß ich nicht meine ganze Zeit mit Vergnügungen zubrachte. Ich arbeitete und beobachtete alles, was für mich von Interesse sein konnte. Ich nahm teil an den politischen und litterarischen Diskussionen, denen die Studenten mit großer Begeisterung oblagen, und indem ich meine Meinungen verteidigte, wurde ich der Sprache mehr und mehr mächtig. Mit Ungeduld erwartete ich den Augenblick, wo ich den berühmten Vorlesungen des Herrn von Sybel über die französische Revolution mit einigem Verständnis würde folgen können. Doch muß ich noch eine mir unliebe Erinnerung erwähnen. Seit meiner Ankunft schon hatte der Anblick der preußischen Soldaten einen peinlichen Eindruck auf mich ge-

macht. Ob nun ein ganzes Regiment vorbeimarschierte oder ob die Wache die Posten ablöste, jedes Mal überlief es mich kalt, wenn ich die mechanische Regelmäßigkeit, die geradezu fabelhafte Ruhe und Ernsthaftigkeit sah, mit der die geringsten Bewegungen ausgeführt wurden. Die Schneidigkeit des Kommandos, die Strammheit der Soldaten, die Maschinenmäßigkeit, wenn ich so sagen darf, der Uebungen, verfolgten mich wie ein beängstigender Traum. Das Merkwürdigste an der Sache ist, daß ich noch heute diese Beklemmung verspüre, wenn ich mich in der Gegenwart von preußischen Soldaten befinde. Bei meinem sonst angenehmen und hübschen Leben dort empfand ich die Armee immer als eine Art Strafe. Was mir diesen Schreck einflößte, war keineswegs die Befürchtung eines Krieges, es war das Automatische in der Bewegung all dieser menschlichen Wesen, die, wie mir schien, um diesen Zweck zu erreichen, das Beste und Wertvollste geopfert hatten, was uns hienieden beschieden ist: Würde und Unabhängigkeit.

---

## Zweites Kapitel.

---

### Herr von Bismarck.

Im Juni 1870, „le ciel politique était aussi pur que le pavillon de l'homme", wie der unglückliche Gilbert sich poetisch ausdrückte. Der kaiserliche Erlaß hatte die Gemüter beruhigt und Frieden herrschte in ganz Europa. Zu dieser Zeit begab ich mich nach Ems, wo der Kaiser von Rußland, der König von Preußen und Herr von Bismarck sich der Annehmlichkeiten eines stärkenden Landaufenthaltes erfreuten. Mein Wunsch war, den Mann von Blut und Eisen aus nächster Nähe zu sehen,

der, nachdem er Dänemark zerstückelt, Preußen und seinem Könige Schach geboten und Oesterreich aus dem deutschen Verbande vertrieben, der Löwe — oder der Tiger — des Tages geworden war.

Mein Verlangen wurde erfüllt. Länger als eine Stunde promenierten diese drei hohen Herren vor einem neugierigen, aber anständigen und bescheidenen Publikum auf und ab, und so hatte ich volle Muße, mir sie genau zu betrachten.

Mir ist, als sähe ich sie noch vor mir, diese elegante und vornehme Gestalt des melancholischen Alexander und die militärische, zurückhaltende Erscheinung des Königs von Preußen. Die Beiden unterhielten sich miteinander. Etwas hinter ihnen oder zu ihrer Seite ging Herr von Bismarck. Wie er von seinen Begleitern in Gang und Haltung abstach! Ich beobachtete diesen furchtbaren Mann genau, um mir ein Urteil über ihn bilden zu können.

An dieser Stelle möchte ich mir, ein- für allemal, die Bemerkung erlauben, daß ich, vor allem anderen, stets an der Wahrheit festzuhalten suche.

Ob ich von Freund oder Gegner spreche, mein Bestreben ist immer, mich nicht von meinen Gefühlen beeinflussen zu lassen, seien diese nun durch Sympathien oder meine Interessen hervorgerufen. Ebensowenig bemesse ich mein Urteil nach dem, was ein Mann für oder gegen mein Vaterland gethan haben mag. Ich hoffe in der Folge den Beweis zu führen, daß ich wirklich unparteiisch bin, und falls ich in irgend einem Falle von diesem Prinzip abgewichen sein sollte, so möge der verehrte Leser versichert sein, daß ich selbst mich getäuscht habe. — Dieser Hüne imponierte auf den ersten Blick. Seine Art zu grüßen, zu lächeln, zu gehen — alles bezeichnete den an die Huldigungen der Menge gewöhnten, sie aber auch gerne suchenden Mann. Der aristokratische, doch gutmütige Blick, seine offenen und raschen Bewegungen, der kühne Zug des Gesichtes, die ausgesuchte, aber kalte Höflichkeit, der er fortwährend Ausdruck gab, machten die Beurteilung dieses Charakters ziemlich schwer. Ich folgte ihm während geraumer Zeit nach, aufmerksam auf die geringste Geste, auf jeden seiner Blicke, die ohne

Frage das originellste am ganzen Manne sind. Ich löste das Rätsel trotz der Unerfahrenheit meiner zwanzig Jahre mit ziemlicher Gerechtigkeit und an dem Bilde, das ich mir damals von dem Manne machte, habe ich seitdem wenig geändert. Herr von Bismarck ist sozusagen ein Spieler von großem Mut, aber auch vom Glücke sehr begünstigt. Ich muß allerdings hinzufügen, daß er es trefflich versteht, jede Chance voll auszunützen, oder sie, wenn möglich, noch zu verbessern. Er gehört zu jenen Individuen, die von vornherein dazu bestimmt sind, auf dem Gebiete des Materialismus zu triumphieren. Speziell für den Kampf ins Leben gerufen, bahnen sich diese Menschen den Weg mit einer erbarmungslosen Härte. Skrupellos, voll von Verachtung für die Empfindlichkeit der menschlichen Heerde, wissen sie ihre Autorität durch Kühnheit und Geschick zu bewahren. Gewalt geht vor Recht und der Zweck heiligt das Mittel, heißt es bei ihnen. Für sie besteht nichts außer den greifbaren, faßlichen Interessen. Wenn sie sich einer Sache dienstbar machen, so geschieht es, weil dadurch ihre Pläne gefördert werden,

oder weil dieselbe ihnen gestattet, ihre besonderen Fähigkeiten im besten Lichte zu zeigen. Bei den Bucanieren wäre Herr von Bismarck Anführer, in den Vereinigten Staaten wahrscheinlich Finanz- oder Eisenbahnkönig geworden. So und so oft, ja, erst kürzlich wieder, hat er bewiesen, daß er fähig ist, ein Haus in Brand zu setzen, um seine Cigarre daran anzünden zu können. Mehr als irgend ein anderer hat er es verstanden, unwahrscheinliche Sarkasmen weiter zu verbreiten. Wenn man bedenkt, daß Herr von Bismarck begabt ist mit einem ebenso gewaltigen, wie klaren Verstand, mit einem Anpassungsvermögen und einem Scharfsinn, die geradezu phänomenal genannt werden müssen, und mit einem Gedächtnis und einer Thatkraft, wie nur wenige sie besitzen, so darf es einen nicht wundern, daß der Triumph dieses gewaltigen Mannes Ruin und Zerstörung im Gefolge haben mußte. Wo er erschien, war nur für ihn Platz. Die Besten und Verdientesten hatten seiner Macht zu weichen. Wie die meisten dieser scharfen, klarsehenden Geister, erfreut er sich eines guten Teils gesunden Menschen-

verstandes und scheint die Dummheiten und Fehler anderer Leute sozusagen zu wittern und kann diese auch nach Wunsch provozieren. Keiner versteht es besser als er, die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen und den größtmöglichsten Vorteil daraus zu ziehen. Der Erfolg blieb nicht aus und bald kam er soweit, sich selbst als einen Gott zu betrachten. Seine Allmacht war auf jedem Gebiete fühlbar und lastete schwer auf denen, die ihm nahe kamen. Beati possidentes ist eines seiner motti und demgemäß machte er stets ein saures Gesicht, wenn es sich um die Zahlung seiner Steuern handelte — so schwer wurde es ihm, sich von seinem Gelde zu trennen.

Es existiert eine Paraphrase von ihm auf das bekannte: „Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai pas d'autre crainte!"*) welches er auf diese Weise wiedergegeben hat: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt."**) Genau betrachtet ist diese Phrase doch entweder sinnlos oder im höchsten Grade drollig. Wenn Gott die Personi-

*) Athalie, von Racine.
**) 6. Februar 1888 im deutschen Reichstag.

fikation der Liebe, der Gerechtigkeit, des Mitleids ist, warum soll man ihn denn fürchten? Es würde doch logisch viel korrekter sein, ihn zu lieben. Wenn jedoch der Allmächtige eine Gottheit der Willkür, des Zornes und der Wiedervergeltung ist, wenn, in einem Wort, er der Gott ist, der Jakob belohnt und Ismael bestraft, so ist diese Furcht des Herrn von Bismarck einer sehr allgemeinen Art. Es ist einfach die, welche alle Wesen unter der Fuchtel eines leicht erzürnten, grausamen Herrn empfinden. Die Bedeutung dieses prahlerischen Ausspruchs des Dänenbesiegers würde einfach sein: Ich fürchte alles, was stärker ist als ich. Ganz verschieden würde die philosophische Tragweite eines in die folgenden Worte gekleideten Gedankens sein: Wir Deutsche fürchten die Brutalität, den Mißbrauch der Gewalt, — mit einem Wort, die Schlechtigkeit in allen ihren Formen, aber sonst nichts in der Welt. Wenn man ihn mit Cavour vergleicht, der in Italien seine Kraft einer ähnlichen Sache widmete, so möchte man ihn einen Abenteurer nennen. Die Rechtschaffenheit, die Charakterreinheit, die Festigkeit der Prinzipien

Cavours lassen die Taschenspielerei des deutschen Kanzlers, von dem man weder moralische Größe noch Adel des Geistes erwarten darf, in einem noch ungünstigeren Lichte erscheinen — Gier, das ist alles. Man konnte das sehen, als er von seinem König verabschiedet wurde. Wie deckte diese Gelegenheit seine moralischen Blößen auf! Der Mann, der als Student die Bierseidel auf den Köpfen seiner Gegner zerschlagen, der soviele Existenzen und Familien ins Unglück gebracht, der seinem Haß gegen seine Gegner stets freien Lauf gelassen, scheute sich nicht, sich öffentlich zu beklagen, daß man gewagt habe, seine Macht zu stürzen. Er weinte am Halse der englischen, französischen und amerikanischen Berichterstatter, die sich in seiner fürstlichen Residenz einstellten. (!? Anm. des Uebers.) Er schalt und drohte und ballte die Fäuste in ohnmächtiger Wut — und zeigte damit nur seine Natur, die gerade im vorliegenden Fall mehr der eines Angestellten aus niederem Stande, als der eines gewesenen Jupiter gleichkam. Wenn er sich wenigstens während dieser enorm langen Periode unerhörten Erfolges noch

seines Glückes gefreut hätte, aber nein! Vor etwa drei Jahren, bei Gelegenheit einer vor Verehrern gehaltenen Rede, erwähnte er, daß sein ganzes Leben nichts als Sorge und Mühe gewesen sei, und daß mit einziger Ausnahme einer minutenlangen Freude, die ihm der Tod und das Nachhausebringen des ersten Hasen, den er schoß, bereitet habe, er hienieden keine Freude gekannt habe. Das ist durchaus bezeichnend für den Mann. Die Bedürfnisse dieser unersättlichen, egoistischen, jeder moralischen Kultur entgegenstrebenden Menschen sind eben mit Nichts zu befriedigen. Und bei alle dem war er Sohn, Gatte und Vater, er hat alle Stufen der Macht und der Ehre, des Ruhmes durchlaufen und doch nie das Glück und den Frieden des Herzens gekannt! — Eine gerechte Strafe.

Man wende auf dieses Bekenntnis des Herrn von Bismarck den Vers an, den der größte Cyniker unter den französischen Poeten des 18. Jahrhunderts, Voltaire, kurz vor seinem Tode dichtete: „J'ai fait un peu de bien, c'est mon meilleur ouvrage“ und jeder Kommentar auf die Geständnisse dieser beiden Männer wird überflüssig.

## Drittes Kapitel.

---

### Der Krieg.

Die Menschen unserer Generation würden unrecht thun, sich über die Eintönigkeit des Lebens zu beklagen. Katastrophen, politische Erschütterungen, Menschenopfer folgen einander mit unheimlicher Regelmäßigkeit. Nach den Massacres von 1851, den blutigen Kämpfen in der Krim, in Italien und Dänemark, in Oesterreich und Mexiko, begann Europa endlich aufzuatmen und freute sich nach all diesen Störungen wieder einmal des Friedens. Aber leider war es nur eine trügerische Ruhe, die Stille vor dem Sturm.

27 lange Jahre sind seitdem vergangen, doch ist mir, als hätten sie sich erst gestern ereignet, diese Szenen, welche ich beim Ausbruch des Krieges in Bonn mit erlebte. „Krieg! Die Franzosen wollen Krieg! Und sie sollen ihn haben!“ hörte ich überall rufen. Und wie auf Verabredung stimmten viele Tausende von Studenten, mit einem unglaublichen Enthusiasmus, „die Wacht am Rhein“ an. Während der nächsten paar Tage machten die widersprechendsten Gerüchte die Runde in der Stadt. Bald hieß es, der Frieden werde erhalten bleiben, bald, der Krieg habe seinen Anfang genommen. Mit halb kriegerischen, halb friedlichen Ideen legte man sich zu Bett. Aber nur zu bald ward der Krieg zur Gewißheit.

Man kann sich den Gemütszustand eines zu dieser Zeit in Preußen weilenden Franzosen denken. Eine nicht abzuschüttelnde Beklemmung lastete auf mir und in diesen Tagen machte ich eine wahre Skala moralischer Tortur durch. Vom Morgen bis zum Abend hatte ich die gegen Frankreich gerichteten militärischen Vorbereitungen vor Augen und meine Ohren voll von den patriotischen

Rufen und Gesängen. Ich muß indessen gestehen, daß ich von niemandem belästigt oder beschimpft wurde.

Ich war der festen Ueberzeugung, daß wir leicht über die Preußen triumphieren würden und malte mir schon aus, wie ich den Siegern, die ich mit Ungeduld erwartete, in Bonn die Honneurs machen würde. Doch verwandelte sich diese Zuversicht zuweilen in Furcht, wenn ich den Enthusiasmus der Deutschen sah, der sich allen Klassen der Gesellschaft in gleichem Maße mitgeteilt hatte. Jeden Tag sah ich von den Dörfern eine Menge junger Bauern in ihren langen Blusen und mit ihren dicken Rohrstöcken hereinkommen. Man brachte sie in den Häusern der Bürger unter, wo sie aufs beste verpflegt wurden. Sie selbst schienen ganz damit einverstanden, sobald als möglich nach der bedrohten Grenze abzumarschieren, und als ich diese Leute ihre Kriegs- und Nationallieder anstimmen hörte, wurde mir klar, daß sie die Unabhängigkeit und Größe ihres Vaterlandes bis zum letzten Blutstropfen verteidigen würden. Was mich bei diesen

Kundgebungen am meisten überraschte, war der Ernst dieser Soldaten. Sie gingen nicht etwa tanzend und lachend dem Kampfe entgegen, sondern mit dem Bewußtsein, daß eine heilige Pflicht zu erfüllen sei.

Eines Abends, als ich meiner Wohnung zuging, bat mich ein Artillerist, ihm den Weg zu zeigen. Ich ging mit ihm. Plötzlich fragte er mich, ob ich denn noch nicht einberufen sei. Ich antwortete ihm, daß das wohl auch über kurz oder lang geschehen werde. Was ihn betreffe, sagte er mir, so ziehe er freudig mit hinaus in den Kampf. Und dieser Mann hatte sein heimatliches Dach erst am vorhergehenden Abend verlassen. Zahlreiche, an sich unbedeutende Vorfälle dieser Art ließen mich an dem erhofften Erfolg meines Vaterlandes zweifeln.

Was bedeutete denn das? Die Glocken läuteten und alle Häuser hatten Flaggenschmuck angelegt. Eine Depesche des Kronprinzen an seine Mutter benachrichtigte diese von dem bei Weißenburg erfochtenen Siege, „wo wir 500 französische Gefangene machten, unter ihnen viele Turkos. Eine Anzahl Mitrailleusen wurden dem Feinde abgenommen.“

Die Turkos und Mitrailleusen, welche auf der anderen Seite des Rheins buchstäblich Schrecken verbreitet hatten, waren beim ersten Zusammenstoß unterlegen! Diese Botschaft rief überall große Freude hervor und von diesem Augenblick an hatten die Deutschen die Gewißheit, daß sie siegen würden. Am nächsten Morgen sah ich dann einen ganzen Zug voll französischer Soldaten durchfahren. Ich fühle den Schmerz noch, den mir der Anblick meiner gefangenen Landsleute verursachte. Ich ging zum Rhein, an dessen Ufern ich über zwei Stunden auf- und ablief, durch diese unerwarteten Ereignisse aus allen meinen Himmeln gestürzt, und weinte bitterlich inmitten des Schilfes, in das ich mir einen Weg gebahnt.

Ich konnte nicht länger zögern. Obgleich ich durch das Gesetz von 1832 vom Dienst in der Armee befreit war, faßte ich den Entschluß, nach Frankreich zurückzukehren und mich zu stellen. Aber im letzten Moment stieß ich noch auf eine bedeutende Schwierigkeit. Ich war seiner Zeit ohne Paß abgereist. Würde ich jetzt die Grenze mit derselben

Leichtigkeit passieren können? Doch wohl kaum. An die Grenzwachen waren, wie ich gehört hatte, strikte Befehle ergangen, jedes ohne Papiere betroffene Individuum sofort als Deserteur, Spion oder Schmuggler zu verhaften. Ich überlegte mir noch, wie ich über diese Schwierigkeiten würde hinweg kommen können, als ich mitten auf der Straße im reinsten Französisch angerufen wurde. Es war Herr von Valcour, ein eingefleischter Legitimist,*) dessen Bekanntschaft ich bei den mährischen Brüdern in Neuwied gemacht hatte. Das Kaiserreich war ihm ebenso sehr verhaßt wie mir, aber nach dem Siege von Weißenburg ließ es ihn nicht mehr ruhen und er machte sich ganz einfach auf den Weg nach der Heimat, wo er sich als Freiwilliger stellte. Was für ein liebenswürdiger, herzlicher, gebildeter, intelligenter Mann dieser Herr von Valcour war, mit einer grenzenlosen Tapferkeit. Ich hörte später, daß die Regierung in Tours ihm einen Auftrag für Bazaine anvertraute. Er ließ sich

*) Anhänger der Bourbonen.

einen Zahn ausziehen, höhlte ihn aus und verbarg darin eine Photographie des offiziellen Dokuments. So vorbereitet, machte er sich auf den Weg und es gelang ihm, die Wachsamkeit des Feindes zu täuschen. Ich suchte den Bürgermeister von X . . . . auf, an den ich mir ein Empfehlungsschreiben verschafft hatte, und sagte ihm, ich sei Franzose und wünsche in mein Heimatland zurückzukehren, da ich jedoch keinen Paß besitze, möge er die Güte haben, mir ein Identitätszeugnis auszustellen. Er erwiederte mir in feierlichem Tone, er sei fest überzeugt, daß ich am Kampfe gegen Deutschland teilzunehmen beabsichtige und einem derartigen Vorhaben könne er keinen Vorschub leisten. — In seinen Augen war es also ein Verbrechen, daß ich mein Vaterland verteidigen wollte. Da war demnach auf Hilfe nicht zu rechnen. Die Geister erhitzten sich mehr und mehr und die Deutschen wurden allmählich unerträglich, wie das ja gewöhnlich beim Sieger der Fall ist. Was sollte ich thun? Ich beschloß endlich, meine Sachen zu packen und sie meinem Quartierwirt zur Aufbewahrung zu übergeben. So, ohne alles Gepäck

reiste ich nach Köln. In dem Zug, den ich benutzte, waren auch gegen hundert Gefangene untergebracht. Bei unserer Ankunft in Köln wohnte ich einem wenig schönen Auftritte bei. Fast die gesammte Bevölkerung der Stadt hatte sich auf dem Bahnhof versammelt, wie mir schien, und als man der unglücklichen Soldaten ansichtig wurde, rief man ihnen höhnisch zu: „Die Franzosen haben ganz recht, sie gehen nach Berlin, aber als Gefangene.“ Wenn man mir Nägel in den Kopf geschlagen hätte, so hätte es mir nicht mehr vor den Ohren brausen können, als nach diesen Worten. Weiterhin sah ich, wie deutsche Unteroffiziere meine Landsleute herumkommandierten: Links, rechts ꝛc. Die Armen gehorchten, als ob sie deutsch verstünden. Und dabei hatten sie wahrscheinlich nicht einmal Stunden bei einem polnischen Flüchtling gehabt.

Ich löste mir sofort eine neue Fahrkarte nach Aachen, wo ich gegen 11 Uhr abends ankam. In einem nahe dem Bahnhof liegenden Hotel nahm ich mir ein Zimmer und aß ein wenig. Da der Wirt, der übrigens recht gut französisch sprach, mir ein

rechtschaffener Mann zu sein schien, vertraute ich mich ihm an, mit der nötigen Vorsicht natürlich und erklärte ihm meine Lage. Er stimmte mit mir darin überein, daß ich wahrscheinlich an der Grenze von den deutschen Behörden angehalten werden würde. Nach kurzem Ueberlegen bemerkte er, daß es nur einen Weg für mich gebe, dergleichen Unannehmlichkeiten, die unter den Umständen gefährlich werden könnten, auszuweichen. Da ich nicht mit Gepäck beschwert sei, werde es am besten sein, wenn ich zu Fuße nach der Grenze gehe. „Nehmen Sie sich in Acht“, fügte er noch hinzu, „daß Sie dem Wolfe nicht gerade in den Rachen laufen, das heißt, zeigen Sie sich nicht an Orten, wo man auf Sie aufmerksam werden könnte. Sobald Sie erst einmal glücklich nach Belgien hinübergekommen sind, sind Sie außer Gefahr.“

Bei Tagesanbruch war ich auf den Beinen, und nachdem ich dem Wirt noch einmal für seinen guten Rat gedankt, schritt ich rüstig in der von ihm bezeichneten Richtung von dannen. Eine wunderbare Stille herrschte in dieser vom Kriegsschauplatze

so weit entfernten Gegend. Aber trotzdem schlug mir mein Herz zum Zerspringen und mehr als einmal versagten meine Beine den Dienst.

„Wie heißt dieses Städtchen davorn?“ fragte ich einen Passanten. „Verviers“ war die Antwort. — Ich wußte es im voraus und hätte auch auf deutschem Grund und Boden kaum die Unvorsichtigkeit begangen, eine solche Frage zu stellen. Aber jetzt, im Glücke meines Herzens, verlangte es mich nach einer Bestätigung dieser willkommenen Nachricht aus fremdem Mund. Ich war in Belgien, ich war frei! —

Ohne eine Minute zu verlieren, eilte ich nach dem Bahnhofe, um zu sehen, wann der nächste Zug nach Givet abgehe. Und mit welcher Freude sprang ich in den Eisenbahnwagen, der mich nach meinem geliebten Frankreich zurückbringen sollte. Vorbei ging es mit Windeseile an Liège und Huy, Charleroi und Namur und an den schönen Landschaften des Meusethales. Ich war heute nicht in der Stimmung, sie zu bewundern. Endlich hält der Zug in Givet. Ich fragte nach dem Rekrutierungs-

bureau und wurde nach der Unterpräfektur gewiesen. Dort sagte ich, daß ich mich zu stellen wünsche, doch wurde mir bedeutet, daß ich zu dem Zwecke nach Charleville-Mézières zu gehen haben werde, da das Departement in den Belagerungszustand versetzt sei. Ich benutzte den nächsten Zug und gelangte im Lauf des Abends nach Charleville. Ein gutes Nachtquartier war bald gefunden und am folgenden Morgen um 9 Uhr war ich auf der Präfektur.

---

## Viertes Kapitel.

---

# Meine Gefangenschaft in Charleville-Mézières.

Mein Empfang in diesem Bureau wird mir noch lange in der Erinnerung bleiben. „Guten Morgen, meine Herren," sagte ich, indem ich die Thüre des Bureaus hinter mir schloß. Das Haupt der Medusa hätte keine großartigere Wirkung hervorbringen können, als ich mit diesen deutschen Worten. Verblüfft und erschreckt sahen mich alle Anwesenden an. „Was wünschen Sie mein Herr?" — „Ich bitte um Entschuldigung, ich komme soeben von Preußen, wo ich mir angewöhnt habe, auf deutsch zu grüßen;

aber ich bin Franzose und komme, um mich als Freiwilliger zu stellen." — „Ihre Papiere, wenn ich bitten darf?" — „Ich habe keine." — Jetzt war das Maß voll. „Ausgezeichnet. Sie kommen von Preußen, haben keinen Paß und wünschen in die Armee eingereiht zu werden. Wirklich ausgezeichnet. Wollen Sie bitte näher treten?" Man führte mich in ein großes Zimmer, welches man sorgfältig hinter mir abschloß.

„Das hast Du gut gemacht," dachte ich, „dank Deiner Vorsicht entwischst Du den Häschern an der Grenze, wo Du in höchster Gefahr warst, am Kragen genommen zu werden, und hier im eigenen Lande wirst Du hinter Schloß und Riegel gesetzt. Nach einer halben Stunde geduldigen Wartens meinerseits, öffnete sich die Thüre und ein großer, junger Mann, mit einem Monokle im Auge und einer ziemlich unverschämten Miene kam auf mich zu. Zum ersten Male befand ich mich einem Beamten unserer großartigen Regierung gegenüber, die, wie man mir sagt, von allen Staaten bewundert wird, ohne allerdings von einem einzigen nachgeahmt zu werden. Das

erinnert mich an Descartes, der stets ehrfürchtig grüßte, wenn er an einer Kirche vorbeikam, aber nie hinein ging. Wenn ich diese Staatsverfassung damals so genau gekannt hätte wie heute! Aber zu jener Zeit war ich noch der festen Meinung, daß die Regierung das Beste des Volkes im Auge habe.

„Können Sie den Beweis Ihrer Nationalität erbringen?“ begann er in impertinentem Tone. „Augenblicklich nicht ....“ „Entschuldigen Sie —, aus welchem Departement stammen Sie?“ — „Ich bin in Ober-Savoyen geboren.“ — „Ah! spricht man dort nicht eine gewisse Mundart?“ — „Ja.“ — „Kennen Sie sie?“ — „Jawohl.“ — „Wollen Sie einige Sätze in dieser Mundart sprechen, bitte?“ — „Verstehen Sie dieselbe?“ — „Nein.“ — „Na dann könnte ich ja ebenso gut chinesisch sprechen.“ — „Sehr wohl. Sie weigern sich also, den Beweis Ihrer Unschuld zu erbringen.“ — „Meiner Unschuld? Welches Verbrechens verdächtigt man mich denn?“ — „Der Spionage.“ — „Das ist ein Irrtum. Sie halten mich doch wirklich nicht für so dumm, daß ich ....“ — „Das genügt, mein Herr.“

— „Aber so telegraphieren Sie doch an den Bürgermeister meines Heimatortes, oder an den Unterpräfekten des Arondissements, oder an . . . .“ — „Noch einmal, mein Herr, es ist genug. Sie haben hier keine Befehle zu geben.“ Und der lange Schwachkopf, der an der Grenze bedeutend besser aufgehoben gewesen wäre, zog sich feierlich zurück, überglücklich in dem Gedanken, daß es ihm gelungen sei, einen Spion zu kapern. Augenscheinlich schrieb er sich das Verdienst dieser Entdeckung zu und freute sich schon auf die Belohnung dafür in Form einer Beförderung. Es wurde immer schöner.

Man kann sich leicht vorstellen, wie entrüstet und ingrimmig ich war. Endlich erschien ein zweiter dieser Lappschwänze, diesmal mit noch größerer Wichtigthuerei, denn er hatte das Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust. Er setzte sich mir gegenüber und erzählte mir, daß die Räuber jenseits des Rheines das Land mit Spionen überschwemmten. „Sie,“ fügte er hinzu, „sehen nun zwar gerade nicht aus wie ein Bandit, und hätten wir nicht die gefährliche Waffe bemerkt . . . .“ „Eine Waffe, mein

Herr? Ich führe keine!“ „Natürlich,“ sagte er, „die Indépendance Belge, sie ragt ja aus Ihrer Tasche hervor!“ Ich erklärte ihm, daß ich durch Belgien gekommen sei und um das Neueste vom Kriegsschauplatz zu erfahren, mir dort eine Zeitung gekauft habe. Er entgegnete mir, daß das sich ja so verhalten möge, daß mir aber jedenfalls auch bekannt sein werde, daß das genannte Blatt im Solde der ärgsten Feinde der Regierung stehe. Ich fragte ihn, warum man denn nicht an den Bürgermeister meines Heimatsortes telegraphiere und erfuhr, daß die Militärbehörde meine Sache bereits in der Hand und allein darüber zu entscheiden habe. Dann begann dieser edle Bureaukrat von dem Elend der Zeiten und der Undankbarkeit der Menschen zu schwatzen. „Sie erinnern sich wohl“, brummte er, „mit welcher Höflichkeit unser Kaiser den König von Preußen und die deutschen Fürsten bei Gelegenheit der Weltausstellung im Jahre 1867 empfangen hat. Wahrscheinlich zur Belohnung für seine Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft schlagen diese Deutschen nun unsere Soldaten tot und bringen in

unser Land ein.“ Ich wußte nicht, was ich von dergleichen Redereien denken sollte. Ich faßte den Sprecher genau ins Auge und muß leider konstatieren, daß er in vollem Ernste sprach. Armer Mensch! Ich war ihm indessen sehr dankbar, als er mir etwas zu essen in meinen improvisierten Kerker bringen ließ. — Doch ich will mich kurz fassen. Am Nachmittag kam ein höherer Offizier in mein Arrestzimmer und schon nach den ersten Worten hellte sich sein Gesicht auf. „Du bist ein braver Bursche,“ sagte er, „ich werde Dich mit mir nehmen.“ — „Entschuldigen Sie, Herr General, aber nach den gemachten Erfahrungen möchte ich mich am liebsten in meiner Heimat stellen, nachdem ich meine Eltern noch einmal gesehen.“ „Wie Du willst. Auf jeden Fall werde ich Dir einen Militärpaß ausstellen lassen, damit man Dir nicht wieder Schwierigkeiten in den Weg legt und Du billiger reisen kannst.“ Der Telegraph spielte und zufriedenstellende Antworten liefen ein. Der Paß wurde mir zugestellt und diesem Umstande verdankte ich es, daß ich die Campagne im Schnee der östlichen Provinzen mitzumachen hatte.

Um mir die Zeit bis zur Abfahrt zu vertreiben, ging ich in ein beim Bahnhofe belegenes Café, welches zahlreiche Gäste, anscheinend den besseren Klassen angehörig, aufwies. In dergleichen aufgeregten Zeiten schärft sich der Blick bedeutend. Die Unterhaltung dieser Herren beruhigte mich bald über die Lage der Angelegenheiten. Sie faßten die Unglücksschläge, die uns betroffen hatten, auf, wie man es von verständigen Menschen erwarten konnte. Die Mittel, welche sie zur Heilung der bestehenden Schäden vorschlugen, waren ein weiterer Beweis, daß sie das Herz auf dem rechten Flecke hatten. Ich erzählte ihnen mein Abenteuer. Man bot mir Punsch an und machte sich über meine Beschreibung der Thatsachen lustig.

So hervortretend war dieser Gegensatz zwischen Regierenden und Regierten in Frankreich, daß er dem Borniertesten auffallen mußte. Doch davon hoffe ich ein andermal ausführlicher zu sprechen.

---

## Fünftes Kapitel.

---

### Deutschland im Jahre 1875.

Der Sturm ist vorüber. Die Hoffnungen, wie die Befürchtungen des Schreckensjahres sind zu Thatsachen geworden. Das französische Kaiserreich und die Macht der Päpste sind gestürzt. Italien sowie Deutschland sind einheitliche große Staaten geworden und der Quirinal ist jetzt der Königspalast Victor Emmanuels. Das deutsche Reich ist neu erstanden und der König von Preußen als dessen Oberhaupt proklamiert. Frankreich, das inzwischen zur Republik geworden, hat man zerstückelt. Wie schon weiter oben bemerkt, hat unsere Generation

künftigen Geschichtsschreibern wirklich genügend Stoff geliefert.

Das tapfere Frankreich ist aus der Asche wieder erstanden und schon im Jahre 1875 hat es sich wunderbar erholt von den furchtbaren Wunden des Krieges. Vertrauensvoll steht es den ungeheuren Anstrengungen gegenüber, die es noch zu machen haben wird, um seine alte Stellung wieder einzunehmen. Es hat sich eine riesige Aufgabe gestellt, nämlich die, Reich, Heer und Finanzen wieder auf eine solide Basis zu stellen, auch den niedrigsten Klassen der Bevölkerung den Segen eines guten Schulunterrichtes zu Teil werden zu lassen, kurz und gut, Freiheit und Ordnung wieder herzustellen. Nach den zahlreichen moralischen und physischen Niederlagen muß man ein derartiges Programm eines heroischen Volkes würdig nennen. Und ihm zur Ehre sei es gesagt, es hat die Aufgabe zu erfüllen gewußt, es ist nicht bei dem guten Vorsatz stehen geblieben.

Im Herbste des genannten Jahres erhielt ich eine Depesche, in der ich gebeten wurde, mich sofort

bei Jemand einzufinden. Bei meinem Eintritt kam man sofort zur Sache. Es wurde mir bedeutet, daß mir 8 Tage Zeit gegeben sei, um meine Angelegenheiten zu ordnen, meine Koffer zu packen und nach Deutschland als Lehrer des Französischen der Prinzen Wilhelm und Heinrich von Preußen abzureisen. Ich war so erstaunt, daß ich zuerst nichts erwidern konnte. Sobald ich den Gebrauch der Sprache wieder erlangt hatte, sagte ich, das sei unmöglich, da ja bekannt sei, auf welche Weise ich Deutschland verlassen habe, um am Kampfe gegen die Deutschen teilzunehmen. Ich wies auf die Spannung in den Beziehungen der beiden Völker und auf mane tiefgewurzelten republikanischen Anschauungen hin, die eine derartige Stellung meiner Meinung nach unhaltbar machen würden. „Um all dies handelt es sich jetzt nicht,“ unterbrach man mich, „es gilt hier, einen Auftrag zu erfüllen und man hat Sie dazu ausersehen.“ — „Sehr wohl.“ Und acht Tage später war ich wieder einmal auf dem Wege nach Köln. Wie wenig glich doch diese Reise der ersten mit all ihren Annehmlichkeiten; welcher

Unterschied in den Empfindungen! Welch bittere Gedanken kamen über mich, als der Zug spät in der Nacht durch das von den Hochöfen gespensterhaft erleuchtete Thal der Meuse rollte. Selbst der Paß, mit dem ich mich der Vorsicht halber diesmal versehen hatte, vermochte sie nicht zu bannen.

Aber an was gewöhnt sich der Mensch nicht! Wenn man mehr als einmal zu sterben hätte, würde man sich schließlich auch daran noch gewöhnen. Ich sah mir die schöne Rheinstadt wieder an, ich besuchte dieselben Flecke und Städte, die ich ehedem berührt hatte, ohne indessen die Eindrücke, die all das bei der ersten Reise auf mich gemacht hatte, zu erneuern. Eigentümlicher Hang des Menschen! Vergeblich suchte ich nach den weißen Kieselsteinen, den Erinnerungen, die ich ehedem auf den Weg gestreut. Alles schien mir verändert, alles trüber und glanzloser. Selbst die Bevölkerung war in meinen Augen nicht mehr dieselbe, mit der ich vor Jahren verkehrt. Von Köln aus ging ich nach Bonn, Koblenz, Frankfurt, Hannover u. s. w. Deutschland war nicht mehr das Land, das ich vor dem Kriege kennen

gelernt. Man sprach noch deutsch und trank noch Bier, aber die Cigarre hatte die Porzellanpfeife bei den niederen und die Cigarette bei den besser situierten Ständen ersetzt. Das ganze Wesen der Bevölkerung war ein von früher abweichendes. Auch das Geistesleben bewegte sich in einer anderen Richtung. Man schien mehr von sich eingenommen, auch eine Folge der Siege im Jahre 70. Von Berlin sprach man nie anders, als von der Welthauptstadt. Eine fieberhafte Thätigkeit hatte sich aller Klassen der Gesellschaft bemächtigt. Wie die Pilze über Nacht schossen die unmöglichsten und verwegensten Unternehmungen empor. Ueberall wurden gewaltige Anstrengungen auf den Gebieten des Gewerbes und der Kunst gemacht, die bewiesen, daß eine zwar lang unterdrückte, aber wenn einmal erweckt, unwiderstehliche Lebenskraft vorhanden war. Versuche der verschiedensten Art, auf industriellem Gebiet, ernsthafte und verrückte, führten eine Reihe von Bankrotten herbei, was jedoch den allgemeinen Fortschritt nicht zu hemmen vermochte. Auf diese Weise schwang sich Deutschland rasch zu einer Macht auf

dem Weltmarkte empor, und heute ist kaum ein Fleckchen in allen fünf Erdteilen, wo Deutschland nicht mehr oder weniger erfolgreich den Wettbewerb mit England, Frankreich und Amerika aufgenommen hat. Die Regierung widmete ihre ganz besondere Aufmerksamkeit der an Ansehen mehr und mehr gewinnenden Armee, deren Organisation fortwährend neuen Verbesserungen unterworfen war. Gewehre und Kanonen waren in ihrer Konstruktion vervollkommnet worden, Disziplin war gerade noch so streng, so unfehlerhaft wie früher. Die Offiziere hatten sich jenen esprit de corps bewahrt, der ohne Zweifel einen der bedeutendsten Grundsteine der Militärmacht Preußens bildet. Mir schien es sogar, als seien die Anforderungen, welche man an die Offiziere und Offiziersaspiranten macht, noch bedeutend erhöht worden seit dem Kriege.

Der Dank des Volkes für Herrn von Bismarck kam thatsächlich der Anbetung gleich. Dieser Gott besaß in jedem Deutschen einen Gläubigen, einen Getreuen und in jedem Hause ward seinem Kultus eine Stätte bereitet. Das geringste Wort aus seinem

Munde, seine unbedeutendste Handlung gewann in der verblendeten Einbildung seiner Bewunderer epische Bedeutung. Zu jener Zeit wäre es meiner Meinung nach höchst unklug gewesen, ihn von der Leitung der Staatsgeschäfte zu entbinden.

Der Glaube an eine blühende, herrliche Zukunft Deutschlands war allgemein. Jedes Individuum betrachtete sich gerne als einen der zukünftigen Herren dieser Erde. Jedes nur denkbaren Opfers war das Volk damals fähig. Ich gewann den Eindruck, daß, wenn die Leiter dieses Reichs ihren Launen und Interessen hätten freies Spiel lassen wollen, sie ganz Europa über den Haufen hätten werfen können. Zwei Mittel, die sich sonst selten vereint finden, standen ihnen zu einem solchen Zwecke zu Gebote, nämlich ein musterhaft organisiertes und ausgerüstetes Heer, voll von dem Ruhm der vor kurzem erst erfochtenen glorreichen Siege, und ein Volk, fähig seinen letzten Sohn, seinen letzten Thaler für die Ehre des großen, deutschen Vaterlandes hinzugeben.

Daß damals Friede und Mäßigung die Ober-

hand behalten haben, schreibe ich weniger fremden Einflüssen und der Friedfertigkeit der Deutschen, als dem preußischen Charakter im allgemeinen zu. Mag dieses Volk sich auch noch so sehr hinreißen lassen, es besitzt doch genug gesunden Menschenverstand, um die verderblichen Folgen eines solchen gewaltigen Enthusiasmus zu vermeiden. Es überläßt nichts dem Zufall, einen jeden Schritt prüft es gewissenhaft auf alle seine Eventualitäten, bevor er ausgeführt wird.

So blieben denn die dem Kriege folgenden Jahre dem Friedenswerk im Innern des Reiches gewidmet. Dies hatte übrigens auch noch einen anderen Grund. Der im Jahre 70 verschluckte Bissen hatte sich nämlich als größer herausgestellt, als man zuerst anzunehmen geneigt war. Die Verdauung ging trotz des soliden Magens des Reiches nur langsam von statten. Wie jedermann weiß, ist der Mensch nach dem Essen friedfertiger als sonst. Das war es wohl, was Herrn von Bismarck abhielt, in dieser sonst so günstigen Stunde über uns herzufallen. Die ganze preußische Geschichte ist reich

an Beweisen dieser Theorie: Ein unbedeutender brandenburgischer Kurfürst strebt nach der Königskrone und erreicht sein Ziel durch Krieg. Eine lange Pause friedlichen Gedeihens folgt: die Verdauung nimmt ihren Verlauf. Von neuem macht sich der Hunger fühlbar. Schlesien und Polen sind die fetten Bissen, nach denen man diesmal ausschaut. Ohne viel Zeitverlust stellt ein Schwarm von Gelehrten die geschichtlichen, juristischen, wissenschaftlichen, geographischen und womöglich auch theologischen Rechte Preußens auf das dem Hungerleider begehrlich erscheinende Territorium fest.

Nach zwanzig- oder dreißigjähriger Vervollkommnung auf militärischem Gebiete drückt der Heißhunger nach weiteren Eroberungen Preußen die Waffen wieder in die Hand und abermals feiern Dichter, Schriftsteller und Journalisten um die Wette den neuen Triumph „preußischer Gerechtigkeit über Gier und Barbarentum des Besiegten". Man denke an die „wilden" Dänen zum Beispiel! Wiederum Festlichkeiten und natürlich auch neue Versicherungen, daß der Degen künftig nur wenn nötig,

zur Verteidigung des eroberten Landes gezogen werden solle. Aber dieser Zustand dauert eben nur so lange an, als der Magen voll ist. Kaum beginnt er wieder zu knurren, so sind auch schon die Professoren bei der Hand, um das nur allzuwillig aufhorchende Volk zu belehren, daß Preußen auf das oder jenes Land geheiligte, unbestreitbare Ansprüche habe.

Und so geht es weiter, bis eines Tages ein Napoleon beweist, daß seine Ansprüche noch begründeter sind. Wir sehen, Mirabeau hat Recht, wenn er sagt, daß der Krieg das eigentliche Handwerk Preußens sei.

Ich kann nicht umhin, zu gestehen, daß ich überall bei den Familien, die ich besuchte, mit der zuvorkommendsten Gastfreundschaft und Höflichkeit aufgenommen wurde. Gewiß waren die Versuchungen, ein verletzendes Wort fallen zu lassen, häufig genug, aber es geschah nur in den seltensten Fällen. Leider hatte die Unterhaltung von ihrem früheren Zauber viel verloren, denn, wie bereits erwähnt, hatte der Charakter der Deutschen eine merkwürdige Umwand-

lung erfahren. Wo man früher zu philosophieren und einen gewissen Skeptizismus zur Schau zu tragen pflegte, hatte jetzt das Dogma den Zweifel verdrängt. Was für Diskussionen ich auszuhalten hatte, besonders mit Bezug auf Elsaß-Lothringen, das immer wieder aufs Tapet gebracht wurde! „Wie können Sie behaupten,“ hieß es, „daß diese Länder keine deutschen Provinzen sind? Hat Louis XIV. sie nicht im 17. Jahrhundert den Deutschen entrissen? War es nicht unser Recht, Besitz von dem, was uns rechtmäßig gehörte, wieder zu ergreifen, sobald sich die Gelegenheit dazu bot?“ — „Ich widerspreche dem nicht, und wenn Sie wollen, will ich sogar zugeben, daß Lothringen, das Heimatland der Jeanne d'Arc, eine deutsche Provinz ist. Warum geben Sie denn aber nicht Polen zurück, das nie deutsch war, wenn Sie so genau in diesen Sachen sind? Bis heute haben Sie es noch nicht fertig gebracht, Polen zu germanisieren, während Elsaß-Lothringen in kaum zweihundert Jahren durch und durch französisch wurde.“ — „Ja, mit Polen ist das etwas ganz anderes!“

Immer wieder diese Antwort! Was man an den Nachbarn tadelt, ist „etwas ganz anderes," wenn man es selbst thut.

Was ich den Deutschen dieser Zeit am meisten zum Vorwurf mache, ist die politische Philosophie, die sie mit ziemlicher Anmaßung und einer oft ans Lächerliche streifenden Naivität betrieben: Alle ihre Handlungen waren lauter, ihre Eroberungen waren in vollem Rechte gemacht, alle ihre Absichten waren aufrichtig — kurz und gut, sie verdauten. Das Kaiserreich war in ihren Augen eine geheiligte Institution, welche die Achtung aller Welt verdiente. Der Mann, der es wagte, durch Wort oder That an dieses Heiligtum zu tasten, war wert, sofort vom Blitz zerschmettert zu werden. Sie konnten nicht verstehen, daß ein Ausländer die Verfassung mit anderen Augen betrachten könne, als sie selbst. Sie würden im Stande gewesen sein, in allem Ernste die Staaten des Weltalls zu Richtern über etwaige Tempelschänder anzurufen. Diese kindliche, aufrichtige, hingebende Anteilnahme an allem, was Deutschland betraf, hatte natürlich auch ihre komische

Seite, die ihnen aber ganz zu entgehen schien. Welche Aufregung, wenn je ein Franzose das Wort Revanche aussprach. Gerecht gegen uns war man jenseits des Rheines damals nicht. Unsere Trauer über den Verlust der beiden Provinzen war in ihren Augen nichts weiter als ein ruchloses Pläneschmieden, ein Verbrechen, begangen am Gemeinrecht, an der Majestät und der Sicherheit des neuerstandenen Reiches.

Was waren wohl ihre eigenen Pläne, Wünsche, Träume gewesen während der Jahre, die auf die Schlacht bei Jena folgten? Aber, „das ist etwas ganz anderes!“ Diesmal haben sie Recht mit ihrer stereotypen Redensart, es besteht wirklich ein Unterschied zwischen diesen beiden Fällen. Der Deutsche, dieser praktische Mensch, beugte den Nacken vor dem fremden Eroberer, er freute sich anscheinend der Siege des Korsen und nahm ruhig alle Demütigungen hin, bis *seine* Stunde kam und er das Spiel in der Hand hatte. Dem sentimentalen Franzosen dagegen muß man wenigstens zugestehen, daß er den Tod der Schande vorzog, was man auch sonst gegen

ihn zu sagen haben mag. Und das vergaben uns unsere Nachbarn jenseits des Rheines nicht.

Durch diese Siege und den darauffolgenden Aufschwung ward der Deutsche der Ansicht, daß er das auserlesene Werkzeug, der Gesalbte des Herrn sei. Alles was vor seinem Dasein sich ereignet hatte, existierte für ihn nicht. Nach dem Wort der Bibel war für ihn die Zeit erfüllt. Dergleichen Ideen sind allerdings oft genug zu finden bei Emporkömmlingen, sei es ein Volk oder ein Individuum. Unerwartetes Glück, unverhoffte Erfolge umnebeln meist das Gehirn und berauben den Betreffenden in solchen Fällen des Begriffs der Wirklichkeit.

Der Deutsche ist im allgemeinen ein Verstandesmensch, ernster Natur und an Manneszucht gewöhnt, ein unermüdlicher und sorgfältiger Arbeiter. Selbst bei der geringsten Aufgabe zeigt er großen Fleiß und Eifer und verdient gewiß vollste Anerkennung, wenn es sich um Erfüllung von Pflichten oder sonst die Ausführung von Geduld und Ehrlichkeit erfordernden Arbeiten handelt. Dagegen entwickelt er sich nicht immer so leicht auf anderen Gebieten.

Ein guter Ton und feiner Takt gehen ihm zuweilen ab, was ihm natürlich schadet. Entschuldigt er sich schließlich, so geschieht das mit nicht zu verkennender Befangenheit und Aerger, weil er fürchtet, sich lächerlich gemacht zu haben. Das ist wohl der hauptsächlichste Grund, warum er in einem etwas übertriebenen Rufe der Unhöflichkeit steht. Gerade so verhält es sich mit seiner Ironie. Mit Ausnahmen natürlich wird er oft zu anzüglich.

Einer meiner Freunde lud mich eines Abends ein, ihn in eine Versammlung zu begleiten. Er sagte mir, der Redner wisse geradezu hinreißend zu sprechen, sein Vortrag sei gewöhnlich eine Kette sprühender Witze und guter Gedanken. Den Gegenstand seiner Rede bildete der Tierschutz. Ich hörte ihm mit großem Vergnügen zu, doch kam sein Schluß etwas unerwartet. „Meine Damen und Herren,“ sagte er, „unsere Liebe für die Tiere ist allgemein, sie schließt alle ein, sogar den gallischen Hahn.“ Blick und Geste trugen das ihrige zum Erfolg dieses Witzes bei, dem das Publikum großen Beifall zollte. Man brach auf und kurz vor dem

Weggehen wurde ich dem Vortragenden vorgestellt. Ich dankte ihm verbindlichst für das Interesse, das er dem Hühnergevögel meines Heimatlandes entgegenbringe. „Sie denken hoffentlich nicht,“ versetzte er bescheiden, „daß ich das boshaft meinte.“ „Ich versichere Ihnen,“ entgegnete ich, „daß Sie sehr Unrecht gethan haben, dergleichen zu sagen.“

Ein andermal befand ich mich in Frankfurt am Sedantage. Als ich vom Mittagessen nach Hause kam, fand ich alle meine Fenster mit Fahnen dekoriert und zwar mit einem Luxus, für dessen Kosten ich ganz gewiß nicht aufgekommen war. Ich ließ meinem Logierwirt sagen, daß ich die Fenster zusammen mit dem Zimmer gemietet und er kein Recht habe, ohne meine Zustimmung darüber zu verfügen. — Er sagte mir, daß er das zur Erinnerung an den Sieg von Sedan gethan habe, der mehr als alle anderen zur Wiederaufrichtung des Reiches beigetragen und daß es doch gewiß nur passend sei, einen solchen Gedenktag würdig zu feiern. Ich bemerkte, daß mir dergleichen Festtagsgedanken durchaus fern lägen. Auf seine impertinente Frage, daß

ich wohl Revanche wolle, antwortete ich ihm, daß es sich nicht um Revanche, sondern um meine Fenster handle. Aber er bedauerte nur, daß ich die Idee einer solchen Freudenfeier nicht zu fassen im Stande sei, und weigerte sich, die Dekorationen abzunehmen.

Das verletzte mich natürlich. Ich ging zu einem meiner Freunde, der Beamter am dortigen Gericht war und setzte ihm die Sache auseinander, worauf er mit mir nach meiner Wohnung ging. Ich ließ den Wirt rufen und mein Freund bewies ihm die Ungehörigkeit seines Benehmens erst vom rechtlichen Standpunkte aus und las ihm dann noch gehörig die Leviten über seine Taktlosigkeit. Dieser Vorfall zeigte mir, daß es in Deutschland geradeso wie in Frankreich wahre und falsche Patrioten giebt, und zu den Letzteren gehörte mein Wirt. Er bildete sich ein, einem Welschen einen gehörigen Possen gespielt zu haben; sobald er sich aber der Möglichkeit ausgesetzt sah, gerichtlich verfolgt und verurteilt zu werden, schleppte er seine Banner wo anders hin.

Es ist nicht etwa Vergnügen an der Verleumdung, das mich diese ungünstigen Züge des deutschen

Charakters so genau zeichnen läßt. Das würde eines ehrenhaften Mannes unwürdig sein. Man könnte ja schließlich über die Dummheiten und Fehler eines jeden Volkes eine ganze Reihe von Bänden füllen, doch überläßt man dergleichen Arbeit am Besten den unwissenden und untergeordneten Geistern. Stoff wäre dazu ja mehr als genügend vorhanden. Wer die Wahl hat, hat die Qual, sagt der Volksmund. Darin liegt aber auch die einzige Schwierigkeit.

Ob wohl Schopenhauer glaubte, einen neuen philosophischen Lehrsatz entdeckt zu haben, als er sagte: „die anderen Weltteile besitzen Affen, Europa hat die Franzosen?“ Diese Taktlosigkeit war doch kaum dazu angethan, seinen Ruf zu erhöhen. Ob man nun ein Vierhänder ist, oder nicht, man müßte doch sehr unter Mangel an Einbildungskraft leiden, wenn man den zänkischen Advokaten des Pessimismus nicht meisterhaft abtrumpfen und in mehr als einem Falle sich auf seine oder seiner Landsleute Kosten lustig machen könnte. Man braucht nur mit einer Stelle aus „Francillon,“ etwas umgemodelt,

zu erwidern: „Seien Sie überzeugt, geehrter Herr Schopenhauer, daß zu Ihren Lebzeiten ein Affe mehr in der Welt war, als Sie dachten.“ Auf wen würde der Vers sich reimen? Ein solches Wortturnier würde allerdings jedes aufgeklärten Mannes unwürdig sein. Selbst ein Mann von weniger guter Erziehung, welcher sich jetzt der Segnungen der, wenn auch nur französischen, Civilisation erfreut, im Gegensatz zu dem ihm ursprünglich eigenen Affeninstinkt, würde genügend Takt haben, dergleichen zu vermeiden. Was meine Charakterzeichnung der Deutschen betrifft, so war es nur gerecht, neben den guten Eigenschaften auch der Schwächen Erwähnung zu thun.

Ich schätze und liebe die Deutschen und habe in ihrem eigenen Lande wie in Paris, viele dauernde und herzliche Beziehungen mit ihnen angeknüpft. Sie haben soviel gemein mit uns, die Bande der geistigen Verwandtschaft sind so zahlreich, daß man, selbst wider Willen, zum Schlusse kommen muß, daß Blutsverwandtschaft die beiden Nationen mit einander verbindet.

Wenn ich der nun lang entschwundenen Jahre gedenke, die ich in Deutschland zubrachte, so muß ich gestehen, ich war glücklich da.

Jene schönen Spaziergänge mit ihrer belehrenden, herzlichen Unterhaltung, aus der alle Vulgarität verbannt war, — jene langen Abende, die man gemütlich im Schoße der Familie zubrachte, fröhlich scherzend, ohne Tücke oder Uebelnehmerei, — das Weihnachtsfest mit seinen brennenden Tannenbäumen, die Freude der Kinder, das Glück der Eltern — die jungen Damen, so frisch und nett und stets so liebenswürdig, zuweilen von einer rührenden Sentimentalität — wie könnte ich all das je vergessen?

---

## Sechstes Kapitel.

---

### Wilhelm II.

Am bestimmten Tage trat ich mein Amt als Lehrer des französischen bei den Prinzen Wilhelm und Heinrich von Preußen an.

Wie merkwürdig einem doch das Schicksal oft mitspielt! Ein eifriger Republikaner, der nötigenfalls der Commune den Vorzug vor der Monarchie gegeben hätte, wurde ich plötzlich zum Lehrer eines künftigen Herrschers bestimmt. Wie das kam, ist leicht erklärt. Die Kronprinzessin Victoria, spätere Kaiserin Friedrich, hatte Herrn Thiers gebeten, ihr einen Franzosen — sie wollte weder Belgier noch

Schweizer — zu empfehlen, dem sie den französischen Unterricht ihrer beiden ältesten Söhne anvertrauen könne, die sich damals in Kassel auf der Schule befanden. Herr Thiers hatte seinerseits die weiter oben erwähnte Persönlichkeit ersucht, ihm einen für diesen Posten geeigneten Mann zu bezeichnen. Die Wahl fiel auf mich und, wie bereits erzählt, wurde ich in ziemlich summarischer Weise aufgefordert, ohne jeden Verzug mich reisefertig zu machen. Ich will hier gleich einschalten, daß ich mich heute glücklich schätze, jenen Posten bekleidet zu haben, und daß die Befürchtungen und Sorgen, deren ich mich bei meiner Abreise nicht erwehren konnte, mir sehr bald benommen wurden. So war ich z. B. fest entschlossen, um irgend welchen Mißverständnissen vorzubeugen, meine republikanischen Ideen offen zur Schau zu tragen. Ich sah jedoch bald ein, wie unnötig das war. Kein Mensch kümmerte sich um meine Ansichten, niemand nahm sich die Mühe, ein Urteil darüber zu fällen. Die Hofetiquette war auf das denkbar geringste Maß beschränkt. Eine geschmackvolle und vornehme Einfachheit herrschte

durchaus. Vom ersten Tage an gab ich meine Stunden, als ob meine Zöglinge nicht Prinzen, sondern Söhne eines reichen Privatmannes gewesen wären. Auf eine Dauer von nahezu zwei Jahren war ich in täglichem Verkehr mit diesen beiden Prinzen, von denen der eine heute Kaiser von Deutschland ist. Nie bekam ich von ihnen ein verletzendes oder unpassendes Wort zu hören. Das lange Zusammenleben ermöglichte mir, über sie selbst und ihre Erziehung mit ziemlicher Genauigkeit zu urteilen und, was besonders in meiner Absicht liegt, zu zeigen, daß der Kaiser sich jene Grundsätze bewahrt hat, zu denen sich einst der sechzehnjährige Prinz bekannte. Wenn sich auch seine Reden und seine Handlungen manchmal zu widersprechen scheinen, so führen sie uns doch alle auf ein und dasselbe Prinzip zurück.

Bevor ich jedoch in der Erzählung meiner Erinnerungen fortfahre, möchte ich versuchen, den Charakter dieses Monarchen in wenigen Strichen zu zeichnen. Der Kaiser von Deutschland ist eine Person von Bedeutung und man sagt wohl kaum

zu viel, wenn man behauptet, daß er unter allen Souveränen der geistig hervorragendste ist. Er ist stets originell und interessant, ob er in großem Prunk, wie ein Held in einer Oper Wagners erscheint, oder eine seiner zündenden Reden hält, ob er in die Kriegstrompete stößt, oder die Wohlthaten des Friedens preist. In allem, was er thut, ist soviel Leben, soviel Aufrichtigkeit, er weiß alles, was er anfängt, mit solchem künstlerischen Geschick in Scene zu setzen, daß er stets den Enthusiasmus des Volkes erregt. Er ist im höchsten Grade intelligent und vermöge seiner großartigen Arbeitskraft und seinem phänomenalen Anpassungsvermögen hat er es zu einer wahren Meisterschaft auf den mannigfaltigsten Gebieten des Wissens gebracht.

Er ist Soldat, Staatsmann, Redner, wohl bewandert in der Musik, in Philosophie und Philologie, Litteratur u. s. w. Wenn er nicht Souverän wäre, würde er am besten zum Journalisten passen. Mit welchem Feuereifer er arbeiten würde, wie ausgezeichnet er seine historischen oder sonstigen Beweise zum Besten Preußens begründen würde! Ich glaube

übrigens, daß es ihm nicht behagen würde, in einem Lande zu schreiben, wo keine Preßfreiheit herrscht. Seine Prachtliebe ist bekannt. Seine Anschauung ist durchaus edel, und, wie selten ein Mann, versteht er es, das passende Wort im richtigen Augenblick zu sprechen.

Mir kommt oft der Gedanke, daß, wäre Wilhelm II. König von Frankreich gewesen, zu der Zeit, wo die Monarchie noch in voller Blüte stand, sein Zeitalter dem Ludwigs XIV. an geschichtlicher Größe gleich gekommen sein würde. Er hätte seine Zeitgenossen leicht für sich gewonnen, durch seinen Pomp, sein ritterliches Gemüt und seine unermüdliche Thatkraft. Neue und glänzende Bahnen würde er dem Genie der Franzosen in Kunst und Wissenschaften, wie überhaupt in allem, was gut und schön ist, besonders aber im Heerwesen, eröffnet haben, und sie würden ihm mit dem ihnen eigenen Enthusiasmus rückhaltlos gefolgt sein und ihn in seinen Plänen unterstützt haben.

Den meisten Lesern wird das imposante Begräbnis des Präsidenten Carnot noch in guter

Erinnerung sein, eine letzte Ehrung für das unschuldige Opfer des Anarchismus. Während alles sich noch den durch dieses Verbrechen hervorgerufenen düsteren Gedanken überließ, machte plötzlich eine Neuigkeit die Runde in ganz Paris und erregte berechtigtes Aufsehen. Kaiser Wilhelm II. hatte die zwei in Deutschland gefangen sitzenden französischen Offiziere begnadigt. An jenem Tage erbrachte er den Beweis, daß er das Herz der Franzosen verstanden hatte und machte es schneller schlagen. Ich denke, daß, wenn er nach diesem, in einem so passenden Augenblick vollzogenen Gnadenakt und nach seiner Depesche an Madame Carnot plötzlich nach Paris gekommen wäre, man ihm auf den Boulevards zugejubelt haben würde.

Im näheren Verkehr gewinnt er sich rasch aller Herzen. Wer ihm je nahe gekommen ist, rühmt, wie bezaubernd er ist. Zu seinen natürlichen Gaben kommt noch ein feiner Takt und große Einfachheit, welche natürlich Zuneigung erwecken müssen. Bilder und Photographien des Kaisers zeigen dem aufmerksamen Beobachter einen sympathischen Kopf. Und

die Wirklichkeit vermag diesen Eindruck nur noch zu erhöhen. Mit seinem frischen, freien Blick und dem wohlwollenden Lächeln, seiner Höflichkeit und seinem bescheidenen Auftreten weiß er seine ganze Umgebung zu fesseln.

Ich will offen gestehen, daß ich aus den Unterhaltungen, die ich mit diesem späteren Kaiser hatte und in denen er mir seine Ansichten auseinander setzte, die thörichte Hoffnung ableitete, er werde einst mit Bezug auf Elsaß-Lothringen ein heroisches Opfer bringen.

Jedenfalls bin ich nach reiflichem Nachdenken zur Ueberzeugung gekommen, daß solche Ideen dem Besiegten wie lockende Traumbilder vorschweben mögen, jedoch einem Sieger nie kommen. Man wird mich fragen, ob er Frankreich gern hat. Ja. Wie könnte auch ein solch bedeutend veranlagter und ritterlicher Mann den geistigen Aufschwung und den edlen Charakter unserer Nation nicht verstehen. Er liest unsere Poeten und Schriftsteller mit großer Vorliebe, er bewundert unsere Kunstwerke, er spricht unsere Sprache mit tadelloser Reinheit. Allerdings

bedient er sich auch des Englischen und des Italienischen mit derselben Leichtigkeit.

Wie oft sagte er zu mir: „Wehe Karthago, wenn Rothosen und Pickelhauben erst zusammen marschieren!“ Ich überlasse es dem geneigten Leser, herauszufinden, was mit Karthago gemeint sein mag. Ueber Frankreichs republikanische Verfassung ist sein Urteil sehr einfach: „Wenn ich Franzose wäre, so würde ich natürlich Republikaner sein. Mit einem Hut kann man nicht drei Köpfe bedecken.“*) Ich will nicht unterlassen hinzuzufügen, daß er mir nie anvertraut hat, was seine Meinung sein würde, falls er einer der Prätendenten wäre.

Ich habe schon weiter oben gesagt, daß seine Worte und seine Handlungen sich mit seinen jugendlichen Anschauungen fast vollständig decken, nur bleibt mir die Religiosität, die oft in seinen Reden zum Durchbruch kommt, sowie deren Ursprung unerklärlich.

So hat er zum Beispiel kurz nach seiner Thronbesteigung Versuche gemacht, seine sozialpolitischen

*) Bourbonen, Orléans und Napoléons.

Theorien in Wirklichkeit umzusetzen. Dabei ist er auf Schwierigkeiten gestoßen, die er entweder unterschätzt oder nicht vorausgesehen hatte. Außerdem stehen diese Anschauungen im schärfsten Gegensatz zur königlichen Macht, wie ich im nächsten Kapitel darzulegen versucht habe. Diesem Umstande ist wohl das Scheitern dieses Versuches zuzuschreiben, doch glaube ich kaum, daß er diese ihm lieb gewordenen Ideen wirklich ganz und gar aufgegeben hat.

Was nun die Entlassung des Herrn von Bismarck anbetrifft, so bin ich fest davon überzeugt, daß der Kaiser diesen Schritt nicht that, um seine Autorität zu zeigen, sondern daß seine Ansichten über die Handlungsweise des Kanzlers ein Zusammenwirken dieser beiden Männer unmöglich machten. Er war entschlossen, stets selbst zu regieren und stets rechtlich und treulich zu handeln, während der Mann von Blut und Eisen, wie Wilhelm II. wohl wußte, in der Wahl der Mittel zum Zweck nicht immer so gewissenhaft verfuhr. Deshalb verzichtete er auf die Dienste eines Ministers, dessen oft irriger Politik er weiterhin nicht zu folgen wünschte.

Man behauptet, daß der Kaiser seine Ansichten mit einer geradezu verwirrenden Eile wechsele. Bald sei er der Freund der Konservativen, bald begünstige er die Liberalen, heut sei er kriegerisch, morgen friedlich gestimmt. Aber wie schon gesagt, ist dies ein Irrtum. Um diese Behauptung zu rechtfertigen, möchte ich einige Worte über die Philosophie seiner Erziehung sagen, wenn man es so nennen kann. Die Erziehung dieses künftigen Herrschers wurde derart gehandhabt, daß ihm von früher Kindheit an gewisse Pflichten übertragen wurden, auf deren pünktliche und gewissenhafte Erfüllung man hielt, ohne dabei irgend welche Rücksicht auf seine bevorzugte Stellung in der Gesellschaft zu nehmen. Mit den Jahren verdoppelten und verdreifachten sich natürlich die Anforderungen, die man an ihn stellte. Die Aufgaben des Kindes, des Jünglings, des Kronprinzen waren dementsprechend verschieden. Das dominierende Prinzip all dieser Perioden war und blieb jedoch, daß es ihm nicht gestattet sei, unter den Anstrengungen, die man von ihm verlange, zu erliegen; man mochte dergleichen Nachsicht anderen

Kindern gegenüber ausüben, aber er, dem einst die königliche Macht mit all ihren großen Verantwortlichkeiten zufallen würde, hatte kein Anrecht darauf. Man hatte ihm überhaupt sehr früh begreiflich gemacht, daß Trägheit, Zorn, Eitelkeit, überhaupt alle Laster mit der Stellung eines Thronerben nicht vereinbar seien. Nach und nach durchdrang der Gedanke den jungen Mann, daß seiner eine große Aufgabe warte, und daß er, um diese einst würdig lösen zu können, sich den verschiedenen Verbindlichkeiten, die sie mit sich brachte, zu unterziehen und sich selbst einer ständigen, strengen Beobachtung zu unterwerfen haben würde. Wenn man diese Anschauung in Betracht zieht, so wird man leicht verstehen, warum der König von Preußen sich für den alleinigen Hüter der Interessen des Vaterlandes hält und demgemäß handelt. Er will der Richter sein, der in letzter Instanz alle die streitigen Angelegenheiten des Landes entscheidet. Die Motive, die ihn veranlassen, sich mehr zu dieser als zu jener Lösung einer Frage hinzuneigen, entspringen alle aus seinem Rechtsbewußtsein.

In allen nicht sehr häufig wiederkehrenden Rechtsfragen entscheidet er nach Umständen und Verhältnissen und hält sich nicht an früher gegebene Urteile für ähnliche Fälle. Niemand außer ihm hat das Recht und die Pflicht, Wege und Mittel festzustellen, die zur Entwicklung und Größe Deutschlands dienlich sein mögen, in einem Wort, er ist der Staat selbst. Auf ihn fällt die Verantwortung, die Mühe und Plage, der Verdruß und die sklavische Arbeit des Regierens, aber ihm, und auch nur ihm, gebühren die Vorrechte des Gebieters und alle äußerlichen Ehrungen und Huldigungen. Was er auch thun oder sagen möge, er will, daß das Volk überzeugt sei, daß alles, was er thut, nur für das Beste seiner Unterthanen geschieht. Das Volk, dem ja alle Fähigkeit zu disputieren, oder gar zu widerstehen, überhaupt abgeht, bringt ihm einen blinden Gehorsam entgegen, wie das Kind seinen Eltern. Diese landesväterliche Sorge schließt natürlich alle Klassen ein, vom hochmütigen Junker bis zum elenden Stromer.

Der geehrte Leser wolle mich jedoch nicht mißverstehen. Ich, durch und durch Republikaner, zeichne

hier in großen Umrissen das Regierungssystem eines guten Hirten, oder sagen wir besser eines guten, wohlwollenden Herrschers, der nur das Interesse seines Volkes im Auge hat. Selbst wenn des Kaisers Theorien verwirklicht und vom besten Erfolg gekrönt wären, würden sie mir nicht zusagen. Ich betrachte die Monarchie als eine Einschränkung meiner Würde und Selbstständigkeit und erkenne auch dem höchstgestellten Menschenkinde das Recht nicht zu, sich auf Grund seiner Geburt oder seines Genies sich meinen Herrn zu nennen.

Wilhelm II. liegt das Wohl seines Volkes am Herzen, das ist außer Zweifel, aber die Schwierigkeit liegt darin, daß er alles anordnen, es aber auch selbst ausführen will. Er kann kaum viel erreichen zu einer Zeit, wie der jetzigen, wo alle Gesellschaftsklassen vom Parteigeist durchdrungen und in den Händen aller möglicher Agitatoren sind und wo alles auf einen neuen sozialen Staat zustrebt. Er muß sich im Jahrhundert getäuscht haben. Außerdem ist die königliche Macht auch noch bedeutend beschnitten durch das Parlament, die Presse und

die öffentliche Meinung. Selbst wenn dies nicht der Fall wäre, würde es nicht leicht sein, so viele sich entgegengesetzte und sich bekämpfende Parteielemente mit einander zu versöhnen. Aber was kann er auch thun. Ich fürchte fast, daß bei ihm, sozusagen, der Degen in der Scheide rostet. Es muß ihm schrecklich sein, so in den Tag hineinzuleben, ihm, der so große Pläne hatte, der während einer in tüchtiger Arbeit verbrachten Jugend den Vorsatz gefaßt hatte, einen unvergänglichen Namen zu hinterlassen. Wie hart es für ihn sein muß, nun die Zeit seines Wirkens gekommen, nicht zu können so, wie er gern möchte! Aber gegen die bestehende Ordnung der Dinge läßt sich nichts thun, die Menschheit entwickelt sich nach ihrem eigenen Willen und keine Macht der Welt ist im Stande, sie von ihrem thörichten Streben nach dem Unbekannten abzuhalten. Nur ein Krieg könnte diese Bewegung aufhalten. Und Niemand würde wohl heute geneigt sein, sich die Lorbeeren des Siegers von einem mit hunderttausenden von Leichen bedeckten Schlachtfelde zu holen. Aber die Zukunft ist uns verschlossen und

ein neues Blutvergießen ist nicht unmöglich. Sollte es sich je ereignen, daß Deutschland und Frankreich wieder zu den Waffen griffen, um ihre Streitigkeiten auf diesem Wege zu schlichten, so glaube ich mit Bestimmtheit voraussagen zu können, daß Wilhelm II. nicht die Veranlassung zu einem derartigen Menschenopfer geben, oder uns je eine Falle stellen würde, um einen solchen Konflikt hervorzurufen. Er ist zu edel und zu stolz, um sich solch elender Mittel zu bedienen und das läßt mich hoffen, daß uns der Friede noch auf lange Jahre hinaus wird erhalten bleiben.

---

## Siebentes Kapitel.

---

# Der deutsche Sozialismus und Wilhelm II.

Ich möchte in diesem Kapitel den Versuch des Kaisers auf sozialistischem Gebiete einer näheren Betrachtung unterziehen. Schon weil er dieses furchtbarste und hervorragendste Problem unseres Zeitalters, die soziale Frage betraf, verdient er unsere besondere Aufmerksamkeit. Die meisten der verehrten Leser werden die kaiserlichen Erlasse kennen, die den Zweck verfolgten, die besten Mittel und Wege zur Verbesserung der Lage der Arbeiter ausfindig zu machen. Diese plötzliche Parteinahme des jungen

Kaisers für die untersten Klassen erfuhr eine sehr verschiedene Beurteilung. Die Konservativen nahmen die sozialistischen Tendenzen ihres jungen Herrschers mit einem an Schrecken grenzenden Erstaunen wahr. Wenn sie sich ihr Befremden über die Sache nicht anmerken ließen, geschah das weniger aus Verständnis für die guten Absichten Wilhelms II., als in der Hoffnung, durch zeitiges Eingreifen dies gefahrvolle und in ihren Augen thörichte Unternehmen vereiteln zu können.

Die Freisinnigen und Sozialdemokraten ihrerseits hielten diese unerwartete Teilnahme für die Besitzlosen für weiter nichts als ein Stück macchiavellischer Politik, die nicht die wirkliche Förderung des Sozialismus, sondern die Verhinderung seiner weiteren Entwicklung bezwecke. So kam es, daß die am meisten Beteiligten diesen Eingriff von höchster Stelle nur als einen geschickten politischen Schachzug betrachteten, der eher der Furcht vor dem wachsenden Einfluß des Sozialismus oder einer Kriegslist, als menschlichem Mitgefühl für die Lage der arbeitenden Klassen zuzuschreiben sei.

Diese Anklage entbehrt jeder Begründung und ich vermag leicht nachzuweisen, daß diese sozialistische Akte nur den Anfang zu einer Reihe anderer, ähnlicher Schritte in dieser Richtung bilden sollte. Sie war der erste — und leider auch der letzte — Versuch zur Verwirklichung von Theorien, die aus jener Zeit ernsten und eifrigen Studiums stammten, in der ich ihn zuerst kennen lernte.

Ob sein Unternehmen je von Erfolg hätte sein können, ist eine andere Frage, die soviel des Interessanten darbietet, daß es sich verlohnen dürfte, sie eingehend zu behandeln.

Genau genommen, ist der Sozialismus des deutschen Kaisers etwas veraltet. Er trägt noch zu sehr Hirten- und Königszüge und kann nur unter einer einzigen Bedingung Früchte tragen, nämlich wenn der, der ihn in Anwendung bringt, oder seine Nachkommen sich ihm opfern. Doch auch ohne das kann er der Sache der Unbemittelten und Schwachen einige Hülfe leisten, und das ist ja schließlich der Hauptzweck eines Menschenlebens. Außer diesem Cäsarensozialismus hat der Kaiser aber noch eine

weit lebhaftere, kühnere, logischere Auffassung dieser Bewegung, eine, die für den denkenden Menschen noch weit mehr Interesse haben muß.

Fragen wir uns: Was ist dieser deutsche Sozialismus denn eigentlich? Vor zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren wäre das folgende wohl eine korrekte Definition gewesen: Eine Gesamtheit spekulativer Studien mit Bezug auf einen gedachten sozialen Staat. — Heutzutage würde es ein großer Irrtum sein, diese gewaltige Bewegung so definieren zu wollen. Der deutsche Sozialismus hat längst die Kinderschuhe abgestreift, er hat seine Schuljahre hinter sich, im strengen Sinne des Wortes hat er überhaupt aufgehört, Sozialismus zu sein und ist zu einem Programme einer bedeutenden politischen Macht geworden. Das folgende Paradigma ist kaum übertrieben zu nennen.

Im Jahre 1789 trat in Frankreich ein großer Teil der Bevölkerung lebhaft für gewisse soziale Reformen ein. Ob diese nun überhaupt nicht oder doch nur schlecht ausgeführt wurden, thut nichts zur Sache. Jedenfalls verlor die Bewegung ihren ur-

sprünglichen Charakter und ihre Anhänger bildeten eine politische Partei. Diese Entwicklung ging schließlich mit solchem Nachdruck von statten, daß binnen drei Jahren die seit Jahrhunderten bestehende Monarchie abgeschafft und der König enthauptet war. Deutschland folgt getreulich in unseren Fußtapfen nach. Willig beugte sich das Volk einer Dynastie, die es aus den Fesseln des Feudalismus befreit hatte und deren Eroberungslust ihm die Wiederherstellung der alten Einheit zu versprechen schien. Aber man täusche sich nicht in dieser Unterwürfigkeit. Sobald die Einigung geschaffen war, mußte sich das Volk notgedrungen ein anderes Ideal suchen, das mit seinen neuen Ideen und Wünschen in Einklang stehen würde. Die notwendig gewordene Beschützung der gemachten Eroberungen erforderte neue, bedeutende Rüstungen und diese ihrerseits hatten natürlich eine Erhöhung der Steuern im Gefolge. Das Selbstbewußtsein der Aristokratie und der Militarismus entwickelten sich in verhängnisvoller Weise. Durch diesen Antagonismus zwischen den Ideen des Volkes und der Staatsgewalt pflegen

zuerst Unbehagen, dann Reibungen zu entstehen. Einige wenige Unerschrockene bringen ihre Klagen vor das Parlament und fordern vom Staat, daß er das Elend der unteren Klassen lindere. Sie verlangen weiter die bürgerliche Gleichstellung der arbeitenden Bevölkerung, Verbesserungen in den Gerichts-, Verwaltungs- und Militärbehörden, vor allem eine gerechtere Verteilung der Lasten, unter denen die weniger Bemittelten zu erliegen drohen. — Das ist der Sozialismus in seinem Urzustande.

Auf solche Beschwerden antwortet die Regierung mit der Schöpfung neuer Regimenter, und müde der Klagen dieser Störenfriede, bringt sie endlich Gesetze ein, die diesen Widerspenstigen den Aufenthalt in den großen Städten untersagen und kraft deren man sie im Notfalle gefangen setzen kann. Unglücklicherweise werden durch diese drakonischen Maßregeln die Lasten des Volkes nicht erleichtert, noch sind sie geeignet, die Ausgaben des Staates zu vermindern. Die Verfolgten, denen es ursprünglich nur um Verbesserungen zu thun war, werden jetzt zu Aufrührern, die schließlich auf die bestehende Form der Regierung

als den Urquell all dieser übeln Zustände hinweisen, die auch nicht für einen einzigen Abhülfe zu schaffen vermöge.

Am Ende bilden die Unzufriedenen die feste politische Partei, wie wir sie heute kennen. Sie wächst stetig. Nicht nur Arbeiter sind es, die sich um ihre Fahne scharen, sondern auch solche, die eine gute Erziehung genossen und die mit Unwillen die übermäßigen Vorrechte, Ehrungen und Bevorzugungen sehen, die der Militärstand, oder was gleichbedeutend ist, der Adel für sich in Anspruch nimmt. Auch die so leicht zum Kampf für den Fortschritt begeisterte Jugend fehlt nicht. Der Forderungen dieser sozialistischen Partei werden mehr und mehr. Man hört jene magischen Worte Freiheit, Gerechtigkeit, Recht, mit Enthusiasmus verkündet und von vielen Seiten hallen sie begeistert, wie ein Echo, zurück. Langsam, aber sicher bildet sich eine Kluft zwischen der Partei des Volkes und jener, für welche das Volk einst einstand und kämpfte. Die Führer der ersteren, die sich gestern noch mit unbedeutenden Reformen zufrieden erklärten, predigen heute den

vollständigen Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge, ohne welchen das Ziel der Partei nicht zu erreichen sei. Sie stellen ihr Programm auf, durch zündende Reden und Publikationen von Schriften und Flugblättern führen sie der Bewegung neue Nahrung zu. Ihr Ehrgeiz wird entflammt. Auflehnung gegen die Staatsbehörden trägt das ihre dazu bei, den Parteigeist zu entfachen. Ihre Anhänger suchen die Sache durch eine lebhafte und von Erfolg begleitete Propaganda unter ihren Mitbürgern zu fördern; kurz und gut, der deutsche Sozialismus ist in seinem Wesen nichts anderes als eine Wiederholung jenes furchtbaren Dramas, das sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich abspielte, angepaßt dem Charakter und den Sitten des deutschen Volkes. Der Bewegung fehlt allerdings die Heißblütigkeit der französischen Revolution. Sie hat weniger theatralische Effekte aufzuweisen, ist nicht so fruchtbar an litterarischen Erzeugnissen, beschäftigt das Allgemein-Interesse nicht in demselben Maße, aber auf der anderen Seite erfolgt die Verteilung der Rollen mit größerer Einsicht, mit mehr Methode

und Ordnung. Der Kampf des deutschen Sozialismus um die Machtstellung im Staate hat begonnen, das Prinzip der Volkssouveränetät, Freiheit und allgemeines Wahlrecht steht dem jetzt herrschenden der Oligarchie, der persönlichen Macht, der Erblichkeit schroff gegenüber.

Lange werden diese beiden nicht neben einander bestehen können. Es fragt sich nur, ob notwendigerweise eines das andere aufzehren muß, und falls so, wann und wie. Doch das sind Dinge, die erst die Zukunft uns lehren wird. Auf jeden Fall ist die Lösung noch fern. Das ruhige Temperament und der nachdenkliche Charakter des Deutschen läßt ihn bei jedem Schritt sorgfältig vor und hinter sich blicken. Plötzlichen Einfällen ist er nicht so leicht zugänglich wie der Franzose und nur selten versucht er, mit rascher, entschlossener That zum Ziel zu kommen. Deshalb scheint es mir auch nicht sehr wahrscheinlich, daß die Sozialisten die Offensive ergreifen werden, ohne alle nötigen Vorkehrungen getroffen zu haben.

Man kann jedoch mit ziemlicher Sicherheit

behaupten, daß der Sozialismus des deutschen Kaisers ohne Erfolg sein wird, weil er nicht die genügende Macht besitzt. Würde er, wenn auch nur teilweise, die Wünsche der Sozialisten erfüllen, so müßte er dadurch notgedrungen die Monarchie untergraben und die Anhänger des jetzt bestehenden Systems zu seinen Feinden machen, da er in ihren Augen der von seinen Vätern ererbten Mission untreu werden würde. Der Kaiser könnte bei den bestehenden Zuständen von Produktion und Austausch, sowie bei den jetzigen politischen uud sozialen Beziehungen kaum eine Aenderung von irgend welcher Bedeutung in den all dies regelnden Gesetzen vornehmen, ohne Arbeitgeber, Aktionäre, Kapitalisten und vermögende Privatleute gegen sich aufzubringen, deren Ruin eine solche Aenderung herbeiführen würde. Und wollte er seine Vermittelung auf die Regelung der Arbeit für Männer, Frauen und Kinder, auf die Hygiene und dergleichen mehr beschränken, so würde er mit einem solch mageren Bissen die Forderungen einer Partei kaum abspeisen, die solch tiefgehende Reformen im Auge hat.

Doch beabsichtige ich durchaus nicht, die edeln und wirklich humanen Absichten des Kaisers zu tadeln. Im Gegenteil, ich freue mich, in seinen ernsten Versuchen die früher oft ausgesprochenen Meinungen über diesen Gegenstand wiederzufinden. Ich möchte die Aufgabe, die er sich gestellt hat, dem Erstürmen einer von zahlreichen Fallen umgebenen Schanze vergleichen. Selbst wenn es ihm gelänge, die vorhandene Gährung zu beseitigen, sich Sympathien in den Kreisen der Arbeiter zu erwerben und dadurch eine momentane Verständigung zwischen den beiden Arten des Sozialismus, dem seinen und dem der sozialdemokratischen Partei, herbeizuführen, würde ein Bruch über kurz oder lang erfolgen müssen, infolge der radikalen Unverträglichkeit der beiden Tendenzen. Der Kampf würde von neuem beginnen, heftiger und erbitterter denn je, und es steht zu befürchten, daß der Kaiser sich am Ende genötigt sehen würde, seine früheren Waffenbrüder mit Argumenten à la Krupp zu überzeugen.

Die Konservativen würden in einem solchen Falle ohne Zweifel sehr auf seiner Seite stehen und

ihm Beifall rufen. Sie würden das Versprechen wieder hervorzerren, das der Kaiser einst seinen treuen Brandenburgern gab, alles was nicht auf seiner Seite sei, zu zermalmen. —

Die Aussicht auf einen solchen Kampf ist nicht geeignet, das Gemüt Wilhelms II. mit Freude zu erfüllen, davon bin ich völlig überzeugt. Sein Auge ist auf andere Erfolge gerichtet, glorreicher für ihn und nutzbringender für sein Volk.

---

## Achtes Kapitel.

---

## Die Erziehung der Prinzen Wilhelm und Heinrich von Preußen.

Am Tage nach meiner Ankunft wurde ich vorgestellt. Der Gedanke an diese erste Begegnung hatte mich während meiner ganzen Reise schon mit einiger Unruhe erfüllt. Welche Eindrücke würde ich empfangen und was würde man von mir denken? Ueber diese Besorgnisse war ich indessen bald hinweg. Schon nach den ersten fünf Minuten fühlte ich, daß wir gut miteinander auskommen würden. Prinz Wilhelm war damals ungefähr 16½ Jahre alt, eine große, vornehme Gestalt, mit einnehmenden Gesichts-

zügen und von liebenswürdigem, festem Charakter. Er sprach Französisch mit ausgezeichneter Betonung und in gut gewählten Ausdrücken. Er war höflich und freundlich, sowie von großer Zuvorkommenheit im Umgang, nicht im geringsten affektiert und stets bemüht, sich angenehm zu machen. Es gehörte kein besonderer Scharfsinn dazu, beim ersten Blick zu erkennen, daß der Prinz sehr große geistige Gaben besaß und daß diese durch eine gute Erziehung sich vorteilhaft entwickelt hatten.

Unglücklicherweise ist sein linker Arm von Geburt an steif gewesen. Nur mit großer Mühe vermochte er sich darauf zu stützen, wenn er z. B. seine Hefte vom Tische aufnahm. Die wenigen Bewegungen, die er überhaupt damit machen konnte, waren sehr langsam, kraftlos und unbeholfen.

Prinz Heinrich, der etwa 13 Jahre zählte, glich seinem Bruder durchaus nicht. Er hatte weder seinen lebhaften Geist und seinen Frohsinn, noch sein Wissen und seine Energie. Bei alledem machte er mit seinen blauen Augen und seinem Engelsgesicht den Eindruck eines sehr netten und liebens-

würdigen Knaben, was er in der That auch war, leider etwas zum Träumen und zur Lässigkeit geneigt. Er besuchte die Realschule, während Prinz Wilhelm das Gymnasium durchmachte. Es wurde festgesetzt, daß ich jedem der beiden täglich eine Stunde Französisch geben solle. Für das Englische, mit dem es ebenso gehalten wurde, war auch ein Lehrer speziell von England berufen worden.

Die Erziehung der Prinzen wurde, wie mir schien, von ihrer Mutter geleitet. Es war ihre Idee gewesen, sie in Kassel die Schule besuchen zu lassen, um sie auf diese Weise den Einflüssen des Hofes zu entziehen. Erst nach langen und sehr lebhaften Debatten hatte sie ihren Willen durchsetzen können, denn man hatte diesen Plänen alles Mögliche in den Weg zu legen gesucht. Daß sie alle Hindernisse schließlich überwand, war weniger dem Umstand zuzuschreiben, daß ihre Idee an und für sich gut war, sondern vielmehr dem großen Einfluß, den sie auf ihren Gatten, den damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm ausübte. Eine weitere Frage, die große Schwierigkeit bereitete, war, wem man das

verantwortliche Amt als Leiter und Erzieher der beiden, der unmittelbaren Aufsicht ihrer Eltern nunmehr entrückten Prinzen anvertrauen könne. Aus mehr als einem Grunde war diese Wahl eine ziemlich kitzliche Sache. Von den Kandidaten für diesen vielbegehrten, aber auch gefürchteten Posten wurde endlich nach langem Suchen nicht etwa ein Großer vom Hofe, sondern ein einfacher Gymnasialprofessor, Dr. Hinzpeter, gewählt. Dem Rufe Folge leistend, verließ dieser Schule und Familie, um sein Amt als Civilgouverneur der beiden Prinzen anzutreten. Er hatte über alles, was ihren Unterricht, ihre Erziehung, ihre Pflichten, Vergnügungen und Strafen betraf, zu entscheiden. Als militärischer Gouverneur wurde ihm der General von Gottberg beigegeben.

Im Sommer wohnte Herr Dr. Hinzpeter mit seinen beiden Zöglingen im Schlosse Wilhelmshöhe bei Kassel, den übrigen Teil des Jahres residierten sie in der Stadt, im Palais des 1866 entthronten Kurfürsten von Hessen-Kassel, dessen Land, wie das der meisten Alliierten Oesterreichs, durch den Friedensvertrag nach der Schlacht bei Königgrätz an Preußen

gefallen war. Die Möbel stammten noch aus der Zeit, wo Jérome Bonaparte die beiden Schlösser als König von Westfalen bewohnte. Man sieht, weder die Kurfürsten von Hessen, noch die Hohenzollern verschwendeten viel Geld mit der Verschönerung ihrer Privatwohnungen.

Obgleich im Umgang und allem die größte Einfachheit herrschte, war ich doch zuerst bei der Ausübung meiner Pflicht vorsichtig und zurückhaltend, denn es ist stets besser, die, mit denen man tagtäglich in Berührung kommt, erst näher kennen zu lernen, ehe man intimer mit ihnen wird. Wir faßten jedoch bald Vertrauen zu einander und in weniger als zwei Wochen war ich sowohl mit den Prinzen wie auch mit den Gouverneuren auf bestem Fuße. Es dauerte auch nicht lange, so wurde ich in den Privatkreis zugelassen, wo natürlich die Lehrerwürde aufhörte. Aus alledem, was ich sah und hörte, gelangte ich bald zu dem Schluß, daß die Kronprinzeß Victoria an Intelligenz und Energie die meisten Frauen übertreffen müsse. Die Art und Weise der Erziehung, die die hohe Frau angeraten hatte, trug

schon jetzt ihre Früchte, die jedoch weit davon entfernt waren, Treibhausfrüchten zu gleichen. Dieses Resultat hatte die Mutter gewünscht und vorausgesehen und war nun nicht wenig stolz darauf. Jedermann wird zugeben, daß die beiden Prinzen sich am Hofe nicht in der Weise hätten entwickeln können, wie das in Kassel geschah. Auch hätten sie dort nicht die Gelegenheit gehabt, sich mit den Ideen und Gefühlen und mit den Wirklichkeiten des Volkslebens vertraut zu machen. Die tägliche Berührung mit den Kindern der Bürger hatte zur unmittelbaren Folge, daß die Prinzen in früher Jugend die Anschauungen und Wünsche des Volkes kennen und verstehen lernten, von deren innerer Kraft und Größe sie am Hofe zu Berlin nie auch nur etwas geahnt haben würden. So brachten sie mehrere Jahre in tüchtiger Arbeit zu, der sie sich mit einem über jedes Lob erhabenen guten Willen unterwarfen.

Prinz Wilhelm gehörte zu denjenigen Schülern, denen ein Lehrer ein gutes Gedächtnis bewahrt. Verstand oder vielmehr Scharfsinn, Folgsamkeit und Wißbegier zeichneten ihn aus. Er war und ist ein

unermüdlicher Arbeiter, der keine Mühe spart, um sein Ziel zu erreichen. Wenn man zu diesen guten Eigenschaften noch seine Prachtliebe, seine Beanlagung zum Redner, seine Ritterlichkeit und seinen Ehrgeiz, in den Spuren Friedrichs des Großen und seines Großvaters, Wilhelms I., nachzufolgen, hinzufügt, so wird man den Hang des Prinzen zu Neuerungen, und seine Erklärung, die einst mit seinen Kameraden besprochenen Reformen schützen und durchführen zu wollen, eher verstehen.

Er stellte vielfach Betrachtungen über den Sozialismus an, der schon zu jener Zeit das gewaltige Gebäude des neuen Reiches erschütterte. Wie seine Mitschüler, sah er das einzig wahre Hilfsmittel dagegen in hochherzigen Maßregeln. Lange ehe er dazu berufen ward, sie in Anwendung zu bringen, opferte er ihnen viel Zeit und Nachdenken, und arbeitete sogar ein vollständiges Programm seines Regierungssystems aus. Er hatte außerdem die bedeutendsten Artikel einer Art Glaubensbekenntnis der Philosophie des 19. Jahrhunderts zusammengestellt und machte sie zu den seinen. Die Mehrzahl

der sozialdemokratischen Forderungen gab er als berechtigt zu, er sprach davon, den Krieg abzuschaffen, indem er die Kämpfer auf die Staatsminister reduzieren wolle, die ihr Glück und ihr Renommée von dem Ausgang der Schlachten abhängig machen. Er faßte Pläne zur Verminderung des Mißbrauchs der Amtsgewalt, der Abhülfe alles Unrechts, zur Bestrafung der für dergleichen verantwortlichen Großen. Besonders lag ihm die materielle und moralische Entwicklung der unteren Klassen am Herzen. Kein Unterschied sollte unter ihm je bestehen zwischen Adel und Volk, zwischen Juden und Andersgläubigen. Energisch und autoritativ, wie es so seine Art ist, paßte er schon damals seine Handlungen seinen Grundsätzen an. So hatte er sich z. B. auf dem Gymnasium mit einem jungen Israeliten angefreundet, den er zum Entsetzen des Hofes und der Stadt zu Weihnachten einlud, die Ferien mit ihm in Berlin und Potsdam zu verbringen. Im Großen und Ganzen waren seine Grundsätze denen anderer junger Leute seines Alters ziemlich gleich.

So hatte mich der Zufall denn günstig geführt,

als er mich in die Umgebung dieses Prinzen brachte, der sich mit großer Freiheit über alle Fragen des Tages äußerte. Er war ein Anhänger aller modernen Überzeugungen und Ideen, edelmütig wie die Jugend in dem Alter es gewöhnlich ist, ein Freund des Fortschritts in allen seinen Formen, ein begeisterter Verteidiger der freisinnigsten Anschauungen, all sein Denken und Trachten darauf gerichtet, wie er den von der bestehenden Ordnung der Dinge bedrückten unteren Klassen durch zahlreiche, tiefgehende Reformen aufhelfen könne. Wie der geneigte Leser sich denken kann, war es eine wahre Freude, sich mit solch einem Schüler zu beschäftigen. Am meisten machten mir die gemütlichen Plauderstündchen mit diesem zukünftigen Kaiser Vergnügen, dessen Freisinn und humanes Wesen mich mehr und mehr bezauberte. Indessen sagte ich ihm mehr als einmal, daß, alle Umstände in Erwähnung ziehend, ich an seinen guten Absichten nicht zweifeln könne, heute möge er durch und durch Sozialist sein, nur könne der Sozialismus eines Hohenzollern leider keine kühnen Hoffnungen in mir erwecken.

---

## Neuntes Kapitel.

### Der Kronprinz Friedrich Wilhelm und die Kronprinzeß Victoria.

Etwa 14 Tage nach meinem Antritt kamen die kronprinzlichen Herrschaften nach Kassel, um zwei Tage bei ihren Kindern zu verbringen und nebenbei auch, um den von Herrn Thiers empfohlenen Franzosen sich vorstellen zu lassen.

Ich wurde in einen kleinen Salon geführt und sah bei meinem Eintritt ein liebliches Familienbild, die beiden jungen Prinzen in herzlicher Plauderei mit ihren Eltern begriffen. Ich wurde sehr huldvoll empfangen und blieb über eine halbe Stunde in

diesem netten Kreis, aus dem alle Etikette verbannt schien.

Der Kronprinz war wirklich ein selten schöner Mann. In seiner Uniform als bairischer General erschien er mir als einer der schneidigsten Militärs, die ich je gesehen, mit seiner stattlichen Figur, die weit über Mittelgröße hinausragte, mit seinen einfachen, aber behenden Bewegungen, der eleganten Haltung und dem imposanten Kopf, dem sympathischen Gesicht, auf dem Offenherzigkeit und Güte klar geschrieben standen.

Dieser gewaltige Mann, der kaum ein Jahrzehnt später auf solch tragische Weise sein Leben verlieren sollte, kam mir damals vor wie die Personifizierung weltlicher Macht und menschlicher Schönheit. Er unterhielt sich mit mir vollständig ungezwungen. Er suchte sich so liebenswürdig wie möglich zu machen, indem er ausschließlich von Frankreich und seiner Bewunderung für das schöne Land sprach. Er erzählte mir, daß die ihm liebsten und unvergeßlichsten Erinnerungen sich fast alle an Frankreich knüpften. Er erinnerte an die Hofjagd im Jahre 1855 im

Walde bei Fontainebleau, an der er kostümiert als Ludwig XV. teilnahm, ferner an das Gartenfest, welches Napoleon im Jahre 1867 den fürstlichen Gästen in den Gärten der Tuilerien gab, sowie an die Einweihung des Suezkanals, der er zusammen mit der Kaiserin Eugénie beiwohnte. Er scherzt gern und macht oft sehr gute Witze. So erzählt man, daß eines Tages ein hochmütiger preußischer Junker ihm zu verstehen gegeben habe, daß der Adel der Hohenzollern nicht ganz so alt sei, wie der seine, worauf der Prinz prompt erwiderte, das sei schon möglich, aber jedenfalls sei die Hohenzollernfamilie schneller und besser vorwärts gekommen als die des hochnasigen Junkers.

Die folgende Anekdote jedoch zeigt, daß er nicht immer mit solcher Gutmütigkeit auf die Scherze anderer einging. Als ein eben von Indien zurückgekehrter Offizier ihm auf seine Frage, wie viele Tiger er getötet habe, antwortete, es sei Schonzeit gewesen, diktierte der Kronprinz dem Vorwitzigen Stubenarrest, statt seinen Witz zu belächeln.

Die Kronprinzeß, die älteste Tochter der Königin

von England, empfing mich gleichfalls mit großer Leutseligkeit. Mit bedeutenden geistigen Gaben verband sie eine wohlthuende Einfachheit. Sie war auf allen Gebieten zu Hause und pflegte die meisten der schönen Künste mit gutem Erfolg. In Berlin existieren noch heute Gewebe von ihrer Hand, wahre Meisterstücke. Sie drückte sich sehr korrekt und gewandt auf französisch aus. Alles, was sie sagte, deutete auf die ernste Natur hin, als die sie bekannt war. Sie sprach sehr gern von ihrem Aeltesten, dem Prinzen Wilhelm, für den sie eine große Zuneigung zu haben schien. In ihrem Lob für ihn war sie geradezu unerschöpflich. Strahlend in mütterlichem Stolze zählte sie alle die guten Eigenschaften auf, welche sie ihm zuschrieb. „Ist er nicht wirklich ein lieber, guter Junge? Hat er nicht ausgezeichnete Gaben? Ist sein Betragen nicht tadellos? Denken Sie nicht auch, daß er seinen Eltern Ehre macht?“ — Verschiedene Male versuchte ich, ihr ein gütiges Wort für Prinz Heinrich, ihren jüngeren Sohn, abzugewinnen; aber vergeblich. Sie hatte nur Augen für Prinz Wilhelm, und man fühlte

sofort, daß sich an dieses Lieblingskind für sie geheime Träume und Wünsche knüpften.

Ob sie in Erfüllung gegangen sind? — — —

Die Kronprinzeß wußte sich Aller Herzen zu gewinnen durch ihre Leutseligkeit, ihren Geist und ihre Bescheidenheit. Sie suchte weder durch hochmütiges Wesen noch durch den Glanz ihrer Toiletten zu imponieren, wie man ihr hie und da nachsagte. Der preußischen Aristokratie war sie ihres Freisinns wegen verhaßt, auch warf man ihr vor, daß sie antichristlich sei, da sie sich auf die Seite der Freidenker und anderer Feinde der Kirche stelle. Es wird erzählt, daß nach dem Tode von Strauß, des bekannten Verfassers von „Das Leben Jesu“, man unter seinen Papieren einen Brief der Kronprinzessin gefunden habe, in welchem sie den Philosophen ermahnte, sich fest zu zeigen in der Todesstunde und bis zum letzten Augenblick den Grundsätzen treu zu bleiben, zu denen er sich während seines Lebens bekannt habe. Dieser Brief soll veröffentlicht worden sein und bei den Orthodoxen einen furchtbaren Skandal hervorgerufen haben. Allein ihre Sitten-

reinheit, ihre wohlthätigen Werke, ihre Aufopferung für all die Ihrigen, ihr hoher Verstand und ihr anspruchsloses Wesen, sowie ihre große Energie und Seelenruhe verhinderte augenscheinlich ihre Feinde, so über sie herzufallen, wie sie es gerne gemocht hätten, um sie in den Augen des deutschen Volkes recht herabzusetzen. Dank diesen Tugenden und Geistesgaben gewann sie einen ganz bedeutenden Einfluß über ihren Gatten und andere bedeutende Persönlichkeiten am Hofe, und es ist außer Zweifel, daß, wenn Kaiser Friedrich länger gelebt hätte, sie die eigentliche Regentin geworden wäre. Das Fehlschlagen all ihrer Hoffnungen in dieser Richtung hat ihr eine dauernde Wunde geschlagen und ihr einziger Trost ist die Liebe und die Achtung, die ihr die bewahrt haben, welche ihre freisinnigen Anschauungen und ihre Anstrengungen für die Sache der Freiheit in Deutschland anzuerkennen und zu schätzen wußten.

Als ich mich beurlaubte, lud mich der Kronprinz noch zur Tafel ein für den Abend, bei der alle die Honoratioren von Kassel zugegen sein sollten. Wie schon am Morgen wurde ich auch bei

dieser Gelegenheit wieder von den kronprinzlichen Herrschaften durch eine längere Unterhaltung ausgezeichnet, in der es sich fast nur um meine Heimat handelte, deren gute Seiten sie mit einem bewundernswerten Takte hervorzuheben wußten.

---

## Zehntes Kapitel.

### Götzendienst.

Das kronprinzliche Paar lebte in sehr glücklicher Ehe. Sie genossen außerdem all die Privilegien, die sich an ihre hohe Stellung knüpften. Tugend, Schönheit, Gesundheit, große Geistesgaben, Vermögen, kurz alles, was Natur und Leben dem Menschenkind zu bieten vermögen, besaßen sie im höchsten Maße. Es war ein sehr harmonisches Zusammenleben, was bei den Großen dieser Welt sonst nicht sehr häufig vorkommt. Auch wußte der Klatsch sich von ihnen fast nichts zu erzählen.*)

*) Hier folgt im Original eine nicht beglaubigte Hofgeschichte, die das Wiedererzählen nicht wert ist.

Obgleich ich in diesem Werkchen alle Fragen, die eine Polemik oder unangenehme Vergleiche hervorrufen könnten, sonst absichtlich bei Seite gelassen habe, sei es mir doch vergönnt, über das Verhältnis der Fürsten zum Volk einiges zu sagen. Es war nur natürlich, daß, nachdem mich der Zufall auf so eigenartige Weise in diesen Kreis versetzt, ich die Gelegenheit wahrnahm, all das Neue, das mir vor Augen kam, zu beobachten und kennen zu lernen. Daß der deutsche Kronprinz ein sehr schöner Mann und die Prinzeß eine höchst intelligente Frau war, ist außer aller Frage. Aber ich glaube, offengestanden, daß ein Souverän sehr großen Mangel an beidem leiden könnte, ehe man viel Notiz davon nehmen würde; so vieles unterscheidet sie von, und erhebt sie über die gewöhnlichen Menschenkinder. Sie beanspruchen jene formellen Huldigungen, die ihnen fortwährend und auf alle mögliche Weise dargebracht werden; an allen Orten und zu allen Zeiten nehmen sie den Ehrenplatz — wie von Rechtswegen — ein. Die geistreichen und scharfsinnig erdachten Verfügungen der Etiquette haben einzig und allein den

Zweck, ihnen solch enorme Vorrechte zu übertragen und sie mit dem Nimbus der Majestät zu umgeben, den die Gewohnheit uns natürlich erscheinen läßt.

Wenn ein Prinz von Geblüt in ein Zimmer tritt, macht ihm alles Platz, jedermann schweigt. Niemand darf in seiner Gegenwart die Stimme erheben oder sich ihm nähern. Man hört auf, Herr seiner selbst zu sein, kann den Raum nicht verlassen, wenn man wünscht, oder ans Fenster gehen, um Luft zu schöpfen. Seinem Nachbarn etwas zuzurufen oder gar zu niesen, würde ein unverzeihlicher Bruch der Etiquette sein. Man hat eben in, ich möchte fast sagen, gottesfürchtiger, statuengleicher Unbeweglichkeit zu verharren. Falls der Prinz geruht, sich nach dem Speise- oder Tanzsaal, oder dem Empfangszimmer zu begeben, steht es den Anwesenden frei, seinem Beispiel zu folgen, aber immer in respektvoller Entfernung und ehrfurchtsvoller Haltung.

Dank diesen, der Umgebung auferlegten Einschränkungen und der sorgfältigen Weise, mit der man diesen Prinzen ihre Rolle für solche Gelegen-

heiten einstudiert, wird es ihnen leicht, diese Majestät und Herablassung anzunehmen.

Andererseits trägt auch die große Verehrung der Unterthanen für den Souverän viel dazu bei. In Deutschland, wie einst ja auch in Frankreich, vergöttert das Volk seine Herrscher. Für die Mehrzahl der Bevölkerung ist der König überhaupt ein von anderen Menschenkindern ganz verschiedenes Wesen, übermenschlich, übernatürlich, im Vollgenuß einer ihnen gleichfalls mysteriösen Macht. Ihn zu sehen oder zu hören, oder ihm zuzurufen, verursacht eine lebhafte Freude; grüßt er gar einen oder den andern, oder richtet einige gnädige Worte an ihn, so macht das den Betreffenden überglücklich. Die Gesten, die Blicke, die Worte eines Fürsten werden an einem ganz anderen Maßstab gemessen. Was man bei gewöhnlichen Menschen alltäglich oder doch sehr mittelmäßig nennt, wird bei jenen leutselig und geistreich, ein nur halbwegs liebenswürdiges Wort erlangt weltgeschichtliche Bedeutung in den Augen dieser Verehrer, deren Liebe für den Landesherren sich zur Verblendung steigert. Es bleibt nicht bei

der einem jeden verständlichen Anhänglichkeit und der erprobten Treue, sie beten ihn an wie einen Götzen. Der Anblick oder schon der Name ihres Abgottes genügt, um ihnen die Fähigkeit des Denkens zu benehmen, scheint ihre Geisteskraft und ihren Verstand vollständig zu lähmen und daher dieses unbedingte Anbeten, diese blinde Verehrung. Alles andere in der Welt hat für sie kein Interesse mehr. An Heilung ist bei einem solchen Zustand nicht zu denken.

Eines Abends bei Gelegenheit eines vom Kronprinzen gegebenen Diners saß rechts von mir eine reizende Baroneß, die der eben erwähnten Krankheit auch schon zum Opfer gefallen war. Jedesmal, wenn der königliche Wirt seine Gabel oder sein Messer anrührte, ein Stück Brot oder Fleisch in den Mund nahm oder ein Wort sprach, geriet meine schöne Tischnachbarin in Ekstase. „Hat es je einen solchen Fürsten gegeben!?" begann sie. „Es ist nicht möglich! Die Worte fehlen, um seinem großen Verstand genügend Anerkennung zu zollen! Man sagt doch sonst, daß die Franzosen so geistreich seien.

Sagen Sie selbst, haben Sie je in Ihrem Heimatland einen Mann von gleicher geistiger Bedeutung angetroffen wie Seine Königliche Hoheit?" Der Fall von blinder Verehrung interessierte mich so sehr, daß ich der Dame beistimmte. Ich sah mit Erstaunen, wie ihr ganzer Körper bebte, wie ihre Augen sich mit Thränen füllten, bei jedem Worte, das der Kronprinz sprach. Das war für mich ein neuer Beweis, wie leicht es ist, die Wünsche der Gläubigen zu erfüllen. Wenn man ihnen eine heilige Jungfrau vorführen wollte, würde es nicht einmal nötig sein, eine niedliche Schäferin zu dem Zwecke zu verkleiden; ein in ein Tischtuch gewickelter Besen würde dazu vollständig ausreichen. Es muß immerhin ein angenehmes und bequemes Handwerk für Geistliche oder Laien sein, sich derart als einen Vertreter Gottes auf Erden aufzuspielen.

Unterdessen führte der Kronprinz sein Glas an den Mund und, nachdem er gesagt hatte: „Meine Damen und Herren!" machte er die Geste des Trinkens. Wie auf Kommando erhoben alle Gäste ihre Gläser, aber anstatt aus dem seinen zu trinken,

wie er sich gestellt hatte, setzte der Prinz es wieder auf die Tafel und freute sich wahrhaft königlich über seinen Scherz auf Kosten derer, die sich dazu hergegeben, ihn nachzuahmen. Jedermann lachte und meine kleine Baroneß verfiel in einen richtigen Lachkrampf. Sobald sie ihre fünf Sinne (ich sage absichtlich nicht Verstand) wieder beisammen hatte, flüsterte sie mir zu: „Nein, das ist einzig! Sie müssen zugeben, daß Ihnen so etwas noch nicht vorgekommen ist!“ Etwas gereizt durch diesen albernen Enthusiasmus, erwiderte ich, daß jeder Stammgast an einer table d'hôte einen ähnlichen Scherz machen könne. Gerechter Himmel! Was hatte ich gesagt! Die arme Dame saß während einiger Sekunden da, wie vom Schlage getroffen, und als sie sich endlich erholt hatte, warf sie mir einen vernichtenden Blick zu. Von diesem verhängnisvollen Augenblick an würdigte sie mich keines Wortes, keines Grußes mehr und wenn ich ihr auf der Straße begegnete, floh sie mich, als wäre ich mit der Pest behaftet.

Dieses knechtische Wesen kennt bei vielen Men-

schen gar keine Grenzen. Ich habe beobachtet, wie greise Generäle und Diplomaten vor Kindern niederknieten, um ihnen die Hand zu küssen, und das mit solcher Inbrunst, wie ich sie sonst nur bei Christen gesehen habe, die vor dem Kreuz ihres Erlösers auf den Knieen lagen. Die Scham stieg mir ins Gesicht bei solchem Benehmen. Ich spreche hier nicht nur von geistig unbedeutenden Menschen, deren einzige Bedeutung in ihrem Amt und Pflichten liegt, sondern auch von Männern von Geltung, intelligent, begabt mit gesundem Verstande und das Herz auf dem rechten Fleck. Auch die beugten sich freudig vor Knaben!

Wie oft habe ich bei den offiziellen Soireen in einem verborgenen Winkel oder hinter einem Möbel Posto gefaßt, um etwas bequemer in den Zügen der Anwesenden lesen zu können, und es war wahrhaftig keine schwere Arbeit, den Einzelnen ihre geheimen Wünsche am Gesichte zu erraten. Welcher Dummheiten, welch alberner Einfälle diese Menschen fähig waren, nur um den Blick des Prinzen auf sich zu richten oder von ihm in die Unterhaltung

gezogen zu werden, ist geradezu unerhört. Ein Wunsch, ein Gedanke, ein Ehrgeiz beseelte sie alle, mit einem leutseligen Wort von ihrem zukünftigen Herrscher beglückt zu werden. Wenn er von diesen gegen ihre Dienstboten und die unter ihnen Stehenden sich so hochmütig gebührenden Adeligen gefordert hätte, daß sie ihm auf ihren Knieen liegend die Fußnägel beschnitten, ich glaube, sie würden sich um das Vorrecht miteinander gestritten haben. Wie dankbar ich in solchen Augenblicken meiner Einbildungskraft war, die mich die Gegenwart vergessen ließ und andere Bilder vor meine Augen zauberte. Gott sei Dank kann die magische Gewalt des Traumes und des Gedankens nicht auch durch weltliche Macht in Bande geschlagen werden. Es gewährte mir Erleichterung, wenn ich daran dachte, daß die Menschen in ihrer Gesamtheit doch ganz anders sind als jene, die ich in Wirklichkeit vor mir sah.

Ein Bild nach dem andern zog an meinem Geiste vorüber, Matrosen auf dem weiten Meer im Kampfe mit den tobenden Elementen, dann wieder Ansiedler

im Innern Afrikas, Jagd machend auf wilde Bestien, oder Alpenführer, an den furchtbaren Abgründen hin ihren Weg verfolgend über gewaltige Gletscher.

Den Einwurf, den der geneigte Leser machen mag, nämlich, warum das Volk zugebe, daß diese niederträchtigen Schmeichler auf seine Kosten leben, habe ich schon voraus gesehen. Ist die Gleichgültigkeit, die gewisse Politiker dem Proletariat gegenüber zur Schau tragen, nicht ebenso widerlich wie die Speichelleckereien dieser Höflinge? Es ist ja richtig, daß jede eines Mannes unwürdige Handlung ihn entehrt, aber ich bin nicht der Meinung, daß man einem Uebel durch ein anderes abhelfen soll, oder auch, daß eine Gemeinheit eine Bosheit entschuldigt. Die Individuen, die die besitzlosen Klassen prellen, sind kaum mehr wert als niedrig gesinnte Hofschranzen. Es ist nur natürlich, daß in einem Staate, in dem das monarchische Prinzip vorherrscht, diese gemeinen Menschen mit ihren Schmeicheleien das Oberhaupt des Staates überschütten. Diesen servilen Höflingen, die sich nicht schämen vor Menschen zu knieen, ziehe ich doch schließlich noch die

prahlerischen Politiker vor, die den armen Teufeln Mond und Sterne versprechen, um nur selbst etwas zu beißen zu bekommen. Im letzteren Falle ist der Schimpf wenigstens noch etwas gemildert durch den abstrakten und anonymen Charakter der Handlung, während er im ersten unverkennbar, greifbar ist. Die folgende Geschichte illustriert die Servilität mancher Menschen sehr gut. An Ludwig XIV., der an einer Darmfistel litt, war von seinen Aerzten eine nötiggewordene Operation vollzogen worden. Einige der Höflinge baten und beschworen die Aerzte, auch ihnen den Mastdarm aufzuschneiden, nur um ihrem Könige gleich zu sein! Auch mit Drohungen erreichten sie nichts bei den Jüngern Aesculaps, die jedenfalls mehr gesunden Menschenverstand als sie hatten. Der Gedanke an eine derartige Sklaverei muß einen anekeln. Jene gotteslästerliche Aeußerung eines preußischen Ministers wird nicht unbekannt sein. Man sagte ihm, daß einige Seeleute gestorben seien, ohne vorher geistlichen Zuspruch zu haben. Thut nichts, sagte er, sie dachten an ihren Kaiser in der Todesstunde und das ist gerade so gut.

Wenn man dergleichen hört, ist es eine Wohlthat zu wissen, daß der Bosheit viel engere Grenzen gezogen sind, als dem Guten. Man kann sich nur wundern, daß gekrönte Häupter nicht mehr Fehler begehen, ihre Gewalt nicht noch öfter mißbrauchen, als es gegenwärtig der Fall ist, wenn man bedenkt, welcher Trug, welche Fallstricke und Versuchungen den Thron umgeben, wie groß die Dummheit und Unwissenheit, die Erniedrigung der großen Menge im Vergleich zu der übermäßigen Macht der Monarchen ist. Immer steht es ihnen ja auch nicht frei, ihrem eigenen Willen und Wünschen zu folgen. Erfahrene Männer sind in ihrer Umgebung, von denen sie zu Zeiten der Gefahr gewarnt werden, aber es muß schwer genug für sie sein, den eigennützigen Höfling und den treuergebenen, gewissenhaften Diener unterscheiden zu können.

Es versteht sich von selbst, daß das Obengesagte sich nur auf Souveräne im Allgemeinen bezieht. Um wieder auf die Hohenzollern im Besonderen zurück zu kommen, muß man zugeben, daß sie bisher durch ein sehr starkes Pflichtgefühl und eine große

vielleicht beabsichtigte Einfachheit, von dem Wahnsinn einer absoluten Macht abgehalten wurden. Man kann mit Bestimmtheit behaupten, daß der Kronprinz und die Kronprinzessin in dieser Richtung auf keinen Fall weiter gegangen sein würden, als ihre Vorväter auf dem Throne Preußens.

---

## Elftes Kapitel.

---

### Mein Leben in Kassel.

Das freundschaftliche Verhältnis zwischen meinen Schülern und mir wuchs mehr und mehr. Prinz Wilhelm und ich pflegten einen Teil der Lehrstunden der Besprechung der politischen, litterarischen oder sonstigen Tagesereignisse zu widmen. An einen Gegenstand, der uns beiden auf der Zunge lag, hatte sich aber noch keiner von uns beiden herangewagt, ich meine den Krieg von 1870. Aber schließlich kam auch er aufs Tapet. Wie man sich leicht denken kann, suchte jeder die Schuld daran auf die Nation des andern zu schieben. „Frankreich hat den Krieg

erklärt," sagte der Prinz. „Ja, aber Deutschland hat ihn unvermeidlich gemacht," erwiderte ich. Und so folgte ein Beweisgrund dem anderen, gute und schlechte, gerechte und unvernünftige. „Sie wissen, daß mein Vater einer Verstellung unfähig ist," sagte endlich der Prinz zu mir. „Ich erinnere mich noch mit peinlicher Genauigkeit einer Szene, die sich an dem Tage ereignete, wo der Krieg offiziell erklärt wurde. Wir gingen gerade zu Tisch, als mein Vater hastig eintrat, bleich und bestürzt. Mit halberstickter Stimme sagte er, als er uns in die Arme schloß: „Es ist beschlossene Sache, Frankreich will Krieg. Oh, meine Kinder, welches entsetzliche Unglück!" — Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, bei jener Mahlzeit gab es keine vergnügten Gesichter, und wenn uns irgend jemand damals gesehen hätte, so würde er wohl kaum haben annehmen können, daß diese schreckliche Nachricht uns mit Freuden erfülle."

Ich unterlasse es, meine Meinung zu konstatieren, sondern gebe einfach das Gehörte wieder.

Ich fand mehr und mehr Ursache, mir zu dem Posten Glück zu wünschen, vor dem mir anfänglich

so gegraut hatte. Ich führte da ein sehr angenehmes Leben. Meine ganze offizielle Pflicht bestand darin, den beiden jungen Prinzen, an denen ich so sehr hing, täglich je eine Stunde Französisch zu geben. Auch an Vergnügungen fehlte es nicht. So wurde ich von den besseren Familien in der Stadt häufig eingeladen und stets mit großer Rücksicht und Wohlwollen empfangen. Ich schloß mich besonders an einige Offiziere und Referendare an. Wir sahen uns bald im Café, bald im Klub, wo ich durch einen merkwürdigen Zufall an die Stelle des Generals du Plessis trat, der eine Kasseler Dame geheiratet und in Folge dessen in den Klub zugelassen worden war. Trotzdem unsere Unterhaltungen oft sehr animiert und die Ansichten meist diametral entgegengesetzt waren, kam es doch nie zu heftigen oder verletzenden Worten, dank dem guten Takte und der Höflichkeit meiner Gegner in diesen Disputationen. Mehr als einmal war ich der Gegenstand einer zuweilen auf das wunderlichste sich kundgebenden Sympathie. Eines Abends gegen 11 Uhr zog ich in fröhlicher Gesellschaft heim. Am äußersten Ende der

Königstraße begegneten wir dem ältesten Sohne des verstorbenen Kurfürsten von Hessen-Kassel. Dieser junge Mann, den die Entthronung seines Vaters sehr hart getroffen haben muß, gehörte natürlich der liberalen Partei an. Er lud uns ein, ein Glas Bier mit ihm zu trinken. Gerade als wir in das Restaurant traten, schickten sich die Musikanten an, nach Hause zu gehen. „Nichts da!“ rief der Prinz, „hier habt Ihr etwas, das Euch noch hier halten wird“, sagte er, ihnen eine Banknote hinreichend. „Stellt Euch wieder an Eure Notenpulte und fangt mit der Marseillaise an.“

Wenige Minuten verstrichen und lustig erscholl die Marseillaise durch den großen Garten des Lokales, zum höchsten Erstaunen der aus dem ersten Schlafe erweckten Bürger, die allenthalben die Köpfe zum Fenster hinaussteckten. Andere französische und deutsche Melodien folgten und mit Hülfe des guten Champagners erreichte unser Enthusiasmus sehr bald einen außerordentlich hohen Grad. Einer der Herren verstieg sich sogar soweit, auszurufen: „Laßt uns nicht vergessen, daß es Frankreich war, welches der

Welt zur Freiheit verholfen hat!“ Diese durch meine Gegenwart veranlaßte, seltsame Kundgebung dauerte noch bis zur frühen Morgendämmerung fort.

Während jener fröhlichen Sitzung war ich Zeuge eines unerquicklichen Wortwechsels, der einen wenig schönen Charakterzug der goldenen deutschen Jugend recht hervortreten läßt.

Unter uns befand sich ein Jude, ein Schauspieler von großem Talent, den ich erst vor kurzem in einer ziemlich schwierigen Rolle in „Minna von Barnhelm“ bewundert hatte. Die Unterhaltung berührte u. a. auch den Militarismus. Als dieser gute Israelit seine Meinung darüber abgeben wollte, sagte der, der vorher so begeistert von der Freiheit gesprochen, in unwirscher Weise: „Beschränken Sie sich darauf, vom Theater und was dazu gehört, zu sprechen und mischen Sie sich nicht in Sachen, von denen Sie nichts verstehen.“ Mir schien das ein bischen stark. In Paris würde sich ein Schauspieler in einem ähnlichen Falle sofort in einen Kriegshelden verwandelt und sich nach Zeugen umgesehen haben. Möglich sogar, daß im Parlament eine Interpellation

über die Stellung der Schauspieler in der Gesellschaft eingebracht worden wäre.

Wie der geneigte Leser aus dem folgenden ersehen kann, waren meine Abenteuer nicht immer so angenehmer Art. Eines Morgens, als ich noch im Bette lag, wurde sehr laut an meine Thüre geklopft. Auf meine Frage, wer es sei, ertönte die ziemlich vage Antwort: „Ich bin's." Ich rief, daß der Betreffende nur herein kommen solle. Die Thüre öffnete sich und eine bärtige Riesengestalt betrat mein Zimmer und ging direkt auf meinen Nachttisch zu. „Holla, da haben wir ja eine Uhr," sagte der Unbekannte. „Wollen Sie mich etwa bestehlen?" rief ich, indem ich mit einem Ruck im Bette auffaß. „Durchaus nicht. Ich komme einfach, um Beschlag auf Ihre Sachen zu legen," fuhr der Fremde fort. — „Ja warum denn?" — „Weil Sie Ihre Steuern nicht bezahlt haben." — „Wenn es weiter nichts ist, gedulden Sie sich einen Augenblick, bis ich mich angekleidet habe." — „Haben Sie das Geld hier?" — „Nein, aber ich weiß, wo ich die nötige Summe auftreiben kann." — „Thut mir leid, ich muß meines

Amtes walten.“ Nicht etwa, daß er sich damit begnügt hätte, ein Inventar meines Mobiliars aufzunehmen, nein, er kleisterte kleine Zettel auf alle meine Bücher, Stühle, Bilder u. s. w. „Warten Sie doch wenigstens eine Stunde!“ bat ich ihn, aber vergeblich. Endlich sagte ich ihm, daß ich Lehrer bei den Prinzen von Preußen sei und mich bei ihnen über diese Behandlung beklagen werde. „Das ist mir ganz einerlei“, gab er zurück, „und wenn Sie selbst der Prinz wären, würde ich meinen Auftrag ausführen.“ Und er beendigte seine Mission mit einer Seelenruhe, die mich zur Verzweiflung trieb. Man sieht, die preußische Justiz ist nicht gerade sehr entgegenkommend. —

---

## Zwölftes Kapitel.

---

### General von Gottberg und Dr. Hinzpeter.

General von Gottberg war kaum ein Militär nach dem strengen, preußischen Schnitt zu nennen, denn die bis ins Kleinste gehende, scharfe Disziplin, die den deutschen Offizier auszeichnet, wurde bei ihm durch seine Freundlichkeit und sein Wohlwollen sehr gemildert. Daß die Wahl gerade auf diesen Offizier gefallen war, hat man wohl dem Scharfsinn der Kronprinzessin zuzuschreiben, die unnötige Strenge besonders in kleinen Dingen verabscheute.

Am meisten interessierte mich aber Dr. Hinz-

peter, ein Mann von hoher geistiger Bedeutung, welcher der ihm gewordenen Aufgabe mit einem Eifer und einer Gewissenhaftigkeit oblag, die über jedes Lob erhaben sind. Geistvoll und scharfsinnig wie wenige, unermüdlich bei der Arbeit, konzentrierte dieser Mann alle seine Fähigkeiten und seine Kraft auf eins, nämlich: seinem Vaterland einen als König und als Mensch hervorragenden Souverän zu erziehen. All sein Streben, all sein Ehrgeiz war auf das eine Ziel gerichtet. Er nahm es sehr ernst mit seinen Pflichten und hielt es u. A. für nötig, seinen Zögling auf das Herrscheramt vorzubereiten, das seiner wartete. Nicht etwa, daß er seine Zeit damit verschwendet hätte, eine Masse banaler Redensarten und abgedroschener guter Ratschläge vor dem Prinzen auszukramen oder sich damit vergnügt hätte, ihm vermöge seines umfangreichen Wissens zu imponieren. Nichts von alledem.

Dieser schweigsame Mann erfüllte seine Pflicht mit der Regelmäßigkeit einer Uhr. Ohne sich den Anschein zu geben, wußte er einen außerordentlichen Einfluß auszuüben und die Energie, die er entfaltete,

war geradezu enorm. Seine Umgebung fühlte die große, geistige Kraft dieses Mannes. Obgleich höchst freundlich und liebenswürdig im Umgang, war er von einer unbeugsamen Strenge, der reine preußische Unteroffizier. Man merkte, daß er die Zukunft stets vor Augen hatte. Sein durchdringender Verstand sah alle die Schwierigkeiten klar voraus, die der Regierung des jetzigen Kaisers drohten. Er pflegte ganze Nächte durch auf die Lösung dieses gewaltigen Problems zu sinnen, das ihn fortwährend beschäftigte. Die Macht des Hauses Hohenzollern schrieb er hauptsächlich der Thatsache zu, daß sie sich ihrer Zeit anzupassen wußten, wenn sie nicht sogar Vorläufer einer neuen Epoche waren Nach seiner Meinung war ein König von Preußen stets verpflichtet, seine Liebhabereien oder Wünsche, wenn nötig, zu opfern, so schwer ihm auch ein derartiges Opfer fallen mochte. Ihre Berufspflichten definierte er kurz und treffend mit folgenden Worten: Friedrich der Große war Freidenker zu einer Zeit, wo es geraten schien, Freidenker zu sein, ebenso wie es weise sein würde, sich religiös zu zeigen, wenn die Umstände es er=

fordern sollten. Nach einem sorgfältigen Studium des ganzen, neuen Mechanismus des deutschen Reiches in allen seinen Einzelheiten, und nach einer scharfen Analysierung der verschiedenen Elemente, aus welchen dieses Räderwerk sich zusammensetzt, nach einer genauen Bestimmung der Bedeutung und Kraft der Demokratie, war Dr. Hinzpeter zu dem Schlusse gekommen, daß der vorzüglichste und für die bestehende preußische Monarchie unbedingt nötige Kurs der der Popularität in des Wortes weitester Bedeutung sein würde. Von da aus war seiner Meinung nach nur noch ein Schritt bis zur Leitung und Lenkung des Sozialismus. — Dieser Schritt ist seitdem offiziell versucht worden, unter Umständen, die jedermann kennt und deren ich weiter oben schon Erwähnung gethan habe.

Mehr als einmal erklärte er mir das System, dem die preußische Regierung folgt, um durchaus brauchbare Offiziere und Beamte zu bekommen. Unter hundert Hauptleuten ist erst einmal ein guter Oberst und so weiter bis zum höchsten Rang. Kameradschaftliche Gefühle haben ohne weiteres in

den Hintergrund zu treten, wenn es sich um die Besetzung der höheren Stellen handelt, denn sonst möchte Verwandtenbegünstigung und andere Unordnung einreißen.

Nur eine einzige Unklugheit konnte man Herrn Dr. Hinzpeter soweit nachsagen. Er hatte irgendwo gehört, daß es gefährlich ablaufen möchte, wenn er die Prinzen in gewisse Viertel Berlins führe. Darob empörte sich seine treue Preußenseele, das konnte nicht wahr sein. So befahl er denn eines Nachmittags dem Kutscher, ihn und seine Zöglinge in den fraglichen Stadtteil zu fahren. Dieser that, wie ihm befohlen. Als aber Herrn Dr. Hinzpeter einige Steine um die Ohren flogen, ließ er in aller Eile umdrehen und gelobte, sich nie wieder da blicken zu lassen. Seit langer Zeit schon ist ein Attentat dieser Art ganz unmöglich in Berlin. In den ersten Jahren nach dem Kriege jedoch hatte sich in mehreren der Vorstädte heruntergekommenes, diebisches Gesindel angesiedelt, das sich oft vor den schlimmsten Exzessen nicht scheute.

Das Leben Dr. Hinzpeters in Kassel ähnelte

sehr dem eines Cönobiten. Ich habe bereits gesagt, daß er seine Frau, eine Französin, und seine Familie verließ, um sich seiner Aufgabe mit ungeteilter Aufmerksamkeit widmen zu können. Die einzige Erholung, die er sich gönnte, war ein Plauderstündchen beim Kaffee nach Tisch. Während dieser Zeit ließ er seiner „Bosheit" ein bischen die Zügel schießen, er war nämlich ein wenig ein Spötter. So saß z. B. eines Abends ein Pedant neben mir, der sich zur Ueberzeugung bekannte, daß die militärischen Erfolge von 66 und 70 mehr oder weniger das Werk des deutschen Schulmeisters seien. Die großen Siege von Sadowa und Sedan schienen ihm von geradezu unermeßlicher Bedeutung. Er hörte nicht auf, sie in höchst salbungsvoller Weise zu rühmen, obgleich er selbst nicht mitgefochten hatte, und ließ sich keine Gelegenheit zu einem Seitenhieb auf die Franktireurs entgehen, da er wußte, daß ich während der ersten Monate des Krieges diesem Truppenteil angehört hatte. Er war mir denn auch so zuwider, wie ich es ihm zu sein schien. Während dieser gute Mann noch in seine Rederei vertieft war,

blinzelte mir Dr. Hinzpeter zu und sagte dann: „Mich beschäftigt zuweilen der Gedanke, was wohl aus Deutschland geworden wäre, wenn Frankreich gesiegt hätte.“ „Wie können Sie etwas so Schreckliches nur überhaupt aussprechen!“ sagte der Pedant, vor Entsetzen nach Luft schnappend. „Ein Unterliegen Deutschlands war ja absolut unmöglich. Sobald die Welschen ihren Fuß auf deutschen Boden gesetzt hätten, würden Weiber, Greise und Kinder zu den Waffen gegriffen und die frechen Eindringlinge auf den Straßen und in den Häusern massakriert haben . . . .“ „Entschuldigen Sie einen Augenblick,“ unterbrach ihn Dr. Hinzpeter lächelnd, „das ist ja gerade, was die Franktireurs thaten.“ Natürlich war das wieder mal etwas „ganz anderes.“

Regelmäßig Sonnabends sandte Dr. Hinzpeter einen eingehenden Bericht über das Thun und Treiben der beiden Prinzen, über ihren Gesundheitszustand, ihre geistigen Veranlagungen, ihr Betragen und ihre Fortschritte an die Eltern seiner Zöglinge ein.

---

## Dreizehntes Kapitel.

---

### Das Leben meiner beiden Schüler.

Im Großen und Ganzen wird dieser Bericht den Prinzen Wilhelm in einem sehr günstigen Lichte zeigen, während bezüglich seines Bruders, des Prinzen Heinrich, das Gegenteil eher der Fall sein wird, da man sehr mit seiner Gleichgültigkeit gegen alles, was Lernen hieß, zu kämpfen hatte. Das Studium langweilte ihn furchtbar und ausgenommen für das Spiel und seine Stunden in der Kunsttischlerei, zeigte er nie viel Eifer. In dem ebengenannten Handwerk hatte er es allerdings zu großer Fertigkeit gebracht und schien viel Vergnügen daran zu haben.

Das Leben der beiden jungen Prinzen war sehr einfach und arbeitsvoll. Sie standen vor 6 Uhr auf und benutzten die Zeit bis zum Beginn der Schulstunden zur Anfertigung ihrer Aufgaben. Gegen 12 Uhr wurde ein Gabelfrühstück eingenommen und um fünf fand das Diner statt. Keine der Mahlzeiten dauerte länger als 20 oder höchstens 25 Minuten, und wenn ein Gast bei Tisch große Reden hätte führen wollen, statt zu essen, würde er sich wahrscheinlich beim Aufheben der Tafel veranlaßt gesehen haben, im nächsten Restaurant seinen Hunger zu stillen. Um 9 oder 1/2 10 Uhr gingen die Prinzen zu Bett. In der schulfreien Zeit hatten sie französischen, englischen und Musik-Unterricht, sowie Zeichen- und Reitstunden. Auch für Bewegung im Freien war eine gewisse Zeit vorgesehen. Ein Viertelstündchen war ihnen weiterhin für das Spiel und den Verkehr mit ihren Schulkameraden vergönnt, wovon sie denn auch stets mit unverhohlenem Vergnügen Gebrauch machten. An ihren Geburtstagen oder denen ihrer Eltern hatten sie das Recht, ein Theaterstück zu wählen, dessen Aufführung sie dann

am Abend beiwohnen durften. Für irgend welche kleine Bedürfnisse war ihnen ein Taschengeld ausgesetzt und zwar erhielt Prinz Wilhelm 20 Mark nnd Prinz Heinrich 10 Mark pro Monat. Sie bestritten davon u. A. kleine Geschenke für die ihnen beigegebene Dienerschaft. Es läßt sich denken, daß diese Gaben weder durch ihren Kunst- noch ihren Geldeswert sehr in die Augen stachen.

Ich kann mich nicht erinnern, daß Prinz Wilhelm in Kassel sich je eine Strafe oder auch nur einen Tadel zugezogen hätte, was allerdings für sein sehr empfindliches Ehrgefühl von gleicher Bedeutung war. Er machte es sich zur Ehrensache, im Hause wie in der Schule immer so zu handeln und zu arbeiten, als wenn er sich selbst sein Arbeitsprogramm aufgestellt hätte. Stets war er unter den Ersten seiner Klasse. Ich fand es nie nötig, ihn auch nur im geringsten anzustacheln. Wenn ich ihm Fehler in einer Aufgabe nachwies, begann er sie freiwillig von neuem. Wir beschäftigten uns in den französischen Stunden mit Grammatik und Lektüre, wobei jeder Satz sorgfältig zergliedert und dargelegt

wurde. Auch schrieb der Prinz Diktate und fertigte Aufsätze an. Schwierigkeiten konnten ihn vom Ziele nicht abbringen und mit der ihm eigenen Beharrlichkeit überkam er sie schließlich alle. Er mochte es durchaus nicht leiden, daß man ihn unterbrach, wenn er eine Seite Prosa oder ein Gedicht, besonders aus Viktor Hugo's Werken, vorlas, so war er durch den guten Stil und die meisterhafte Ausführung des Verfassers gefesselt. Reinheit des Stiles, sowie gute Poesie wirkten sehr anregend auf ihn und er verstand es, sie zu genießen. Es wundert mich, daß er, der so sehr Friedrich dem Großen nachstrebte, der Öffentlichkeit musikalische Werke statt einen Band Prosa oder Gedichte übergeben hat. Für den eben genannten Helden hatte er eine besondere Vorliebe, in seinen Fußtapfen gedachte er einst zu folgen. Ein anderes seiner Vorbilder war sein Großvater, für den er eine herzliche und aufrichtige Zuneigung empfand.

Der geneigte Leser wird einsehen, daß nach einem solch angestrengten 10 bis 12 jährigen Studium Prinz Wilhelm weit ausgedehntere und vielfältigere

litterarische und wissenschaftliche Kenntnisse besitzen mußte, als die Mehrzahl seiner Altersgenossen. Um ihm volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man auch anerkennen, daß nur wenige junge Leute Tag für Tag eine so beträchtliche Zeit der Arbeit zu widmen pflegen, wie er es that. Er wurde bei weitem mehr angestrengt als irgend ein junger Mann seines Alters und doch war ihm bedeutend weniger Erholung gegönnt als jenen.

Eins ist auffallend. In diesem bis ins kleinste sorgfältig ausgearbeiteten Erziehungsplan, in dem nichts übersehen, nichts dem Zufall überlassen war, nahm der Religionsunterricht nur einen sehr untergeordneten Rang ein. Ich glaube kaum, daß man der Verdrängung des kirchlichen Elements im kaiserlichen Palast zu Berlin viel Aufmerksamkeit schenkte zu einer Zeit, wo die französische Republik das schon auf ihre Fahnen schrieb; indessen bleibt die Thatsache bestehen, daß man der Religion nur einen sehr bescheidenen Platz unter den anderen Unterrichtsgegenständen anwies. Da dieses Erziehungssystem von der Kronprinzeß selbst herrührte, erhoben ihre

Feinde auf Grund dessen die Anklage gegen sie, daß sie versuche ihren Kindern Freidenkerprinzipien beizubringen. Wie oft zitterten diese preußischen Pietistenseelen vor Entrüstung, wie manches Mal verwünschten sie diese Engländerin, die nach ihrer Meinung mit gotteslästerlicher Hand die heiligen Traditionen zerstöre.

Wie dem auch sein mag, ob fromm oder nicht, jedenfalls war Prinz Wilhelm ein rechtschaffener und tüchtiger, junger Mensch. Es sollte mich von Herzen freuen, wenn die Sprößlinge der strikten, puritanischen Familien Norddeutschlands in einem Alter von 18 Jahren solch gute Eigenschaften und reine Sitten wie Prinz Wilhelm aufzuweisen vermöchten. Meine Unterrichtsstunden beim Prinzen Heinrich gewährten mir bei weitem nicht das Vergnügen, noch erweckten sie in mir das lebhafte Interesse, mit dem ich den Stunden des jetzigen Kaisers zu folgen pflegte. Alle meine Mühe blieb erfolglos, worüber man sich nicht wundern darf, wenn man den geringen Fleiß und die Zerstreutheit in Betracht zieht, die Prinz Heinrich in diesen Stunden zeigte.

Sobald man die geringste Anstrengung von ihm verlangte, war er nicht mehr zu haben; mit dieser Ausnahme war er ein sehr netter Junge. Jedesmal, wenn ich ihm eine Strafe auferlegen mußte, machte er mir mit seinen Thränen und seiner aufrichtigen Reue das Herz schwer.

Seine Naivität und seine Offenheit machten ihn zu dem, was man gewöhnlich ein enfant terrible nennt. Seine treuherzigen Antworten und Einfälle waren geradezu unbezahlbar. Wenn es sich um die Erzählung oder das Anhören von Geschichten drehte, verflog seine Lässigkeit sofort. Seine Augen funkelten, sein Gesicht wurde fröhlich und er würde Frühstück und Mittagessen darum gegeben haben, um bei seinem Jules Verne oder dem Journal de la Jeunesse und dergleichen bleiben zu können. Er sprach ein ziemlich reines Französisch, aber in seinen schriftlichen Arbeiten entwickelte er einen geradezu prinzlichen Luxus in Fehlern. Mehr als einmal trieb er mich zur Verzweiflung durch die fortwährende Wiederholung derselben grammatischen Fehler. Aber man konnte nicht streng gegen ihn

sein. Das einschmeichelnde Kindergesicht, der frische liebenswürdige Blick sicherten ihm stets baldige Verzeihung seiner kleinen Vergehen zu. Er bereitete mir manchen heiteren Augenblick durch seine naiven Bemerkungen. Als ich ihm eines Tages mit dem Zorn seines Bruders drohte, falls er sich nicht augenblicklich mit Ernst an seine Arbeit mache, antwortete er: „Vor dem fürchte ich mich nicht. Was kann er mir denn thun? Vor der französischen Revolution würde er ein Recht über mich gehabt haben, aber jetzt ist es damit vorbei."

Wenigstens einer, der Gefallen an der französischen Revolution findet!

Ein andermal war in einem Diktat die Rede von einer Königin. Der Satz lautete: Mit der ihr natürlichen Grazie verband sie noch eine erhabene Majestät, jene Gabe aller Prinzessinnen aus königlichem Hause. — „Der das geschrieben hat, muß nicht oft mit Königinnen zusammengekommen sein." sagte der Prinz. „Wieso?" fragte ich ihn erstaunt. „Weil ich noch nie die erhabene Majestät von Prinzessinnen königlichen Blutes bemerkt habe und

ich bin doch mitten unter ihnen aufgewachsen," war die prompte Antwort. Arme höfische Schriftsteller, die Ihr Euch so abmüht und abarbeitet, nur um Eure schönen bunten Seifenblasen an der Ironie eines Kindes, eben dieses königlichen Geblüts, das Ihr so besingt, zerplatzen zu sehen.

Einen Teil seiner Weihnachtsferien 1876 brachte er in Berlin und Potsdam zu. Er kam zurück, so lustig wie ein Fink, sang und tanzte und lachte den ganzen Tag, sodaß ich ihn schließlich fragte, was denn eigentlich los sei. „Ich will es Ihnen anvertrauen," sagte er, „unter der Bedingung, daß Sie es nicht weiter sagen." „Versteht sich, kein Wort." „Nun, sehen Sie, eines Abends nahm mich Papa auf sein Knie und sagte: Heinrich, wenn Du tüchtig lernst und Deine Arbeiten gewissenhaft machst, sollst Du auch Deine Belohnung haben. Du weißt, Du sollst einmal Seemann werden. Ich will selbst für Deine Einstellung in die Marine wie überhaupt für Deine Zukunft Sorge tragen. Da kannst Du Dich darauf verlassen." — „Das ist ja sehr schön," sagte ich, „ich wollte, es wäre für meine Zukunft

so gut gesorgt, wie für die Deine. Aber nun mußt Du Dich auch ernstlich hinter Deine Bücher setzen." „Oh ja, gewiß." Am nächsten Tag kam er zur Stunde, ohne eine Zeile geschrieben, oder ein Wort gelernt zu haben.

Eines Abends, als ich mich nach Wilhelmshöhe begab, wo ich zum Diner geladen war, verwehrte mir die Schildwache Eintritt ins Schloß und kreuzte die Bajonnets über'm Weg. Prinz Heinrich krümmte sich vor Lachen, als er mein Abenteuer hörte. „Nein, sind Sie ein gutmütiger Mensch," sagte er. „Sie hätten den Kerl nur einen Schafskopf zu nennen brauchen, so hätte er vor Ihnen präsentiert." Ich dankte ihm für seinen Rat, hielt es aber für besser, ihn bei anderen Vorkommnissen ähnlicher Art nicht zu befolgen. Das Beste an der Sache war, daß Prinz Heinrich sich selbst einmal in einer ebensolchen Patsche befunden hatte. Eines Morgens, als er in dem zum Potsdamer Schloß gehörigen Garten eine Rose pflückte, um sie seiner Schwester Charlotte zu bringen, stürzte ein neuernannter Aufseher wütend auf ihn los mit den Worten: „Wie kannst Du kleiner

Lump es wagen, Blumen hier zu stehlen?" „Das thue ich ja gar nicht!" war die etwas verdutzte Antwort. „Auch noch Ausreden, Du miserabler Taugenichts?" fuhr der übereifrige Cerberus erbittert fort. „Der Garten gehört ja meinem Papa," sagte der Prinz etwas ängstlich. „Wer ist denn Dein Papa?" — „Der, der in dem großen Hause dort wohnt." — „Rangen Deiner Gattung haben gewöhnlich dergleichen Ausflüchte. Du gehst jetzt mit mir, rasch." Prinz Heinrich begann zu weinen, als glücklicherweise der Kronprinz hinzukam und ihn befreite. Damals dachte er nicht daran, sich mit einem kategorischen „Schafskopf!" aus der Klemme zu helfen.

---

## Vierzehntes Kapitel.

---

### Einige Anekdoten.

Ich würde lieber die Feder ganz niederlegen, als in diesen Zeilen Geheimnisse ausplaudern oder sonstige Indiskretionen begehen. Ich dürfte kaum stolz sein auf eine Arbeit, deren Erfolg nur durch verwerfliche Mittel gesichert worden wäre. Zu dergleichen fühle ich mich unfähig. Auch wird man in diesen Erinnerungen, die ich, soweit nicht selbst erlebt, im besten Glauben und durchaus ohne von fremden Einflüssen geleitet zu sein, wiedergebe, nichts finden, das irgend jemandem Anstoß oder Aergernis geben

könnte. Einzelne der darin vorgeführten Personen, so Kaiser Friedrich und seine erlauchte Mutter, die Kaiserin Augusta, kann man wohl als internationale Charaktere bezeichnen, und Politikern, wie z. B. Herrn von Bismarck gegenüber, sehe ich mich zu irgendwelcher Rücksicht nicht veranlaßt. Einige der Anekdoten erhalten ihren Wert überhaupt erst durch die Stellung der sie betreffenden Persönlichkeiten.

Es versteht sich von selbst, daß an und für sich Meinungen und Aussprüche junger Leute von 15 bis 18 Jahren das Wiedergeben nicht wert sind, doch ändert sich die Sache, wenn es sich um die Ansichten derer handelt, die dereinst berufen sein werden, über Millionen von Menschen zu herrschen. Ja, es wird von Interesse sein, die Grundsätze, die man ihnen eingeprägt, sowie die Veranlagung ihres Charakters zu kennen. Natürlich ändern sich Ideen und Neigungen mit den Jahren und der wachsenden Erfahrung, aber der Charakter bleibt doch meist derselbe, wenn auch vielleicht nur in den Hauptzügen.

Ich wüßte also nicht, warum ich Bedenken tragen sollte, einige dem großen Publikum unbekannte

Vorfälle zu erzählen, die je nach ihrer Art ein Lächeln oder ernste Gedanken hervorrufen mögen.

Sehr gut ist jedenfalls die folgende Geschichte. Jedermann weiß, wie geizig die betreffenden Regierungen*) mit dem Orden vom goldenen Vließe umgehen, der nur an Mitglieder fürstlicher Häuser oder an Staatsmänner von außerordentlicher Bedeutung vergeben wird. Fürst Bismarck ward mit dieser hohen Auszeichnung zur selben Zeit als Prinz Wilhelm bedacht. Bei dem letzteren hatte es keine Schwierigkeiten mit der Annahme, als aber die Ordenskanzlei, wie es scheint, in sehr gehobener Stimmung dem Fürsten die offizielle Mitteilung von der ihm zu Teil gewordenen Ehre machte, zog dieser ein schiefes Gesicht und weigerte sich hartnäckig, zu zahlen. Wie allbekannt, ist der Fürst höchst sparsam. Wie war da zu helfen? Die Ordensregel dem eisernen Kanzler zu Liebe zu umgehen, ging nicht an. Auch war nicht daran zu denken, den Orden zurückzuziehen oder gar dem Publikum diesen neuen Streich des pommerschen Harpagon aufzutischen, da

*) Oesterreich und Spanien.

sich mit einem solchen Verfahren die betreffende Regierung nur lächerlich gemacht haben würde. Als Helfer in der Not erschien schließlich der alte Kaiser, der die Summe für das Ordensdiplom aus seiner eigenen Tasche bezahlte.

Weniger bekannt dürfte die folgende Anekdote sein. In München wurde zu Ehren Richard Wagners ein großes Diner gegeben, an dem der Kronprinz Friedrich Wilhelm und eine Anzahl bedeutender Männer teilnahmen. Alles wäre gut abgegangen, wären nicht die Toaste am Ende gewesen, in denen der Deutsche dem Welschen sowohl was Zahl wie Redefloskeln anbetrifft, gewiß nicht nachsteht. Zuerst feierte der spätere Kaiser den Mann, dessen Genie gleich einer Sonne das Weltall mit Licht erfülle und dessen Ruhm zurückstrahle auf das Land und die Nation, der er angehöre. Noch andere Redner zollten dem Meister der Töne ihre Bewunderung, aber keiner vermochte Wagner fröhlich zu stimmen.

Ganz versunken in seine harmonischen Schöpfungen und Gedanken ließ er diese Huldigungen, die ihm

augenscheinlich nicht sehr imponierten, unbeachtet an sich vorüber gehen.

Endlich erhob sich ein Herr, der in seinem Toast den Wagnerschen Symphonien keine große Beachtung schenkte. Nicht den größten Musiker der Gegenwart und Zukunft wolle er feiern, sondern den unvergleichlichen Dichter, der es verstanden habe, zu großen Opern auch einen meisterhaften Text zu schreiben. Wie mit einem Schlag klärte sich das Gesicht Wagners auf. Er ging auf den geschickten Redner zu und schloß ihn in die Arme mit den Worten: „In dieser ganzen Versammlung giebt es wirklich nur zwei gescheite Menschen, Sie und mich.“ Man kann sich die Gesichter der Anwesenden denken. Der Kronprinz ging kurz darauf. Es ist ein Wunder, daß er nicht sofort die Tafel aufhob, wozu er wahrscheinlich große Lust verspürte; aber vielleicht wollte er vermeiden, zu zeigen, wie sehr ihn diese Taktlosigkeit verletzt hatte.

Der geneigte Leser wird aus früheren Kapiteln ersehen haben, daß meine Stunden durchaus nicht eintönig waren, eher das Gegenteil. Durch den

steten Verkehr hatten meine Schüler und ich volles Vertrauen zueinander gewonnen und wir pflegten offen über jeden Gegenstand, der uns gerade in den Sinn kam, miteinander zu plaudern. Prinz Wilhelm und ich unterhielten uns meist über die Beziehungen Deutschlands und Frankreichs; zuweilen kamen wir auch auf andere Länder zu sprechen und im Verlaufe einer solchen Konversation hörte ich die folgende Geschichte, die mich zu jener Zeit sehr erstaunte.

Im Jahre 1873 besuchte Kronprinz Friedrich Wilhelm die Wiener Ausstellung. Er ward allenthalben gefeiert und vom Volke mit großem Jubel begrüßt. Kurz vor seiner Rückkehr nach Hause gab er den Wunsch zu erkennen, auch Ungarn zu sehen und einige Tage in Pest zu verweilen, ein Plan, der ihm von hoher Seite sofort wieder ausgeredet wurde. Warum? Man fürchtete, und wohl mit Grund, am Hofe zu Wien, daß das lebhafte Ungarvolk nicht den stattlichen preußischen Prinzen, sondern den Sieger von Sadowa bewillkommnen würde.

Diese Anekdote wirft ein merkwürdiges Licht

auf die Solidität der Bande, die Ungarn und Oesterreich verbinden.

Uebrigens war ich späterhin einmal Augenzeuge eines Vorfalls, der die herrschende Uneinigkeit noch besser beleuchtet. Ich nahm an einem Diner teil, zu dem auch ein Ungar geladen war. Als man den Kaffee eben herumreichte, wurde ein Wiener Herr angemeldet. Der Wirt beeilte sich dem letzteren „einen Landsmann", den Herrn X Y aus Budapest vorzustellen. „Erlauben Sie", sagte der Ungar, „ich bin kein Landsmann dieses Herrn, er ist ja ein Oesterreicher." „Ebenso wenig, wie ich ein Landsmann des Herrn X Y bin", fiel der Andere rasch ein, „denn er ist ein Ungar." Ich will offen gestehen, daß es mir ein gewisses Vergnügen bereitet, derartige Histörchen zu erzählen, seitdem einst der Minister Tisza seine Mitbürger warnte, die Pariser Ausstellung von 1889 zu besuchen, da Frankreich die Gesetze der Gastfreundschaft nicht zu respektieren wisse.

An einer anderen Stelle habe ich bereits die Ansichten des Prinzen Wilhelm über die französische

Republik angeführt. „Wie kann man dem einzigen Regierungssystem, das alle Franzosen zu vereinigen vermag, feindlich gegenüber stehen!“ sagte er mehr als einmal zu mir. „Wenn drei verschiedene Familien sich um die Königskrone zanken, kann von einer wirklichen Dynastie nicht mehr die Rede sein, da ein gekrönter Souverän stets seine zwei Mitbewerber nebst ihren Anhängern gegen sich haben würde, ganz zu geschweigen der Republikaner. Selbstverständlich bin ich Anhänger der Monarchie in Preußen, ebenso wie ich es in England, Rußland und Italien sein würde; aber wenn ich Franzose, Amerikaner oder Schweizer wäre, würde ich ganz gewiß ein guter Republikaner sein. Diese Denkungsart gefiel mir um so mehr, als sie sich mit meinen Ansichten, bezüglich Frankreichs wenigstens, deckte.

Obgleich er sich damals mit sehr liberalen Anschauungen trug, möchte ich doch für seine republikanischen Beteuerungen keine Garantie übernehmen. Warum? Der folgende Vorfall möge statt einer Begründung dienen. Prinz Wilhelm hatte eines

Tages in der französischen Stunde mit großer Wärme die in der Déclaration des Droits de l'Homme enthaltenen Dogmen verteidigt. Ich stimmte ihm durchaus bei und diese Aeußerungen trugen dazu bei, meine Verehrung für den Prinzen womöglich noch zu vergrößern. Als ich am nächsten Tage das Zimmer einige Minuten vor der festgesetzten Stunde betrat, sah ich auf dem Arbeitstische ein englisches Buch aufgeschlagen mit einer Randglosse in meines hohen Schülers Handschrift: Gut gedacht, gut gesagt. Ich übersetzte den Satz, der diese Bemerkung hervorgerufen zu haben schien und man kann sich mein Erstaunen vorstellen, als ich fand, daß das Buch wenig mehr als eine Schmähschrift gegen den Geist der Revolution war. Es entstammte der Feder des englischen Admirals Nelson. Der Autor verdammte darin die Menschen und Ideen jener Zeit in den stärksten Ausdrücken. Als der Prinz zur Stunde kam, wies ich auf das „gut gedacht, gut gesagt" hin und fügte hinzu, daß diese Bemerkung seine Liebe für Freiheit und Menschenrechte kaum zu bestätigen geeignet sei. Ohne

Zögern antwortete er, daß er Ungerechtigkeit, Gewaltthätigkeit und Verbrechen, selbst wenn für eine gute Sache begangen, nicht gutheißen werde, und daß ohne jeden Zweifel die Schreckensherrschaft ein durchaus verabscheuungswürdiges Mittel zur Erlangung jener heiligen Güter gewesen sei. Diese Antwort bewies mir zur Genüge, daß sein Republikanismus ziemlich enge Grenzen habe. Aber wie kann man einem zukünftigen Herrscher daraus einen Vorwurf machen, wenn viele Franzosen ähnlich über diese Sache denken. Trotzdem ärgerte mich dieser Vorfall, da Nelson jedenfalls ebenso sehr die Ideen des Jahres 1789 geißelte als die darauf folgenden Exzesse.

Ueberhaupt darf man nicht vergessen, daß die Gegner der Schreckensherrschaft die Gebrechen und Irrtümer der Revolution fast immer in den dicksten Farben auftragen und die guten Seiten jener Periode nur zu gerne übertünchen.

Diese kleine Meinungsverschiedenheit entschwand dem Gedächtnis so rasch wie sie gekommen war. Weder waren dadurch unsere netten Plaudereien

gestört, noch war unser gegenseitiges Vertrauen erschüttert. Wenige Wochen später gab es einen etwas bedenklicheren Sturm, der mich umso unangenehmer überraschte, als er ganz unvorhergesehen und infolge einer höchst geringfügigen Sache losbrach.

———

## Fünfzehntes Kapitel.

### Ein Zwist und die Versöhnung.

Ich muß zuerst daran erinnern, daß gerade im Jahre 1876 Frankreich durch seine großen Anstrengungen, mit denen es am Wiederaufbau des Reiches, der Belebung der dazu nötigen Kräfte und der Ausdehnung seiner Kolonieen arbeitete, sowie durch seine unverkennbare Absicht, Freiheit und Ordnung aufrecht zu erhalten, seine große Lebensfähigkeit bewies und die Bewunderung aller anderen Nationen erregte.

Es mußte jedermann Achtung einflößen, zu sehen, wie ein erst vor kurzem darnieder geworfenes

Volk den Mut nicht verlierend tapfer gegen alle Schwierigkeiten ankämpfte, sodaß selbst seine Feinde gezwungen waren, seine Größe anzuerkennen.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß man in Deutschland diesen wunderbar schnellen Aufschwung mit scheelen Augen betrachtete. Aber da die Deutschen ein praktisches und aufrichtiges Volk sind, erkannten sie das Phänomen offen an und hielten auch mit ihren Lobreden nicht hinterm Berge.

Jede Anerkennung, die meinem Heimatlande und den großen Anstrengungen meiner Landsleute gezollt wurde, bereitete mir natürlich große Freude. Prinz Wilhelm verschönte mir in dieser Weise manche Stunde, indem er die unermüdliche Thätigkeit Frankreichs zur Wiederherstellung seiner Größe nicht genug preisen konnte. Aber gerade eine solche Unterhaltung wurde die Ursache der in der Ueberschrift angekündigten Unannehmlichkeit.

Eines Tages, als er sich noch mehr als gewöhnlich über dieses Thema ausgesprochen, schloß er, ohne es böse zu meinen, davon bin ich vollständig überzeugt, mit den Worten: „Jedermann hatte eine ganz

unrichtige Auffassung von der Ausdehnung von Frankreichs Macht und Reichtum. Nicht 5, sondern 10 oder 15 Milliarden hätten wir als Kriegsentschädigung fordern sollen." „Deutschland hätte das ja thun können, denn es war Herr über Frankreich", entgegnete ich. „Das nächste Mal wollen wir es besser machen", sagte der Prinz lachend. „Es fragt sich noch, ob wir es sind, die das nächste Mal zu zahlen haben werden", gab ich etwas empfindlich zurück. „Umso schlimmer für Frankreich", war des Prinzen Antwort, „denn wir würden nie im Stande sein, eine solche Summe aufzubringen." „Ausgezeichnet", versetzte ich, mehr und mehr gekränkt. „Erlauben Sie, mein Prinz, daß ich Sie auf die Ungleichheit des Spieles aufmerksam mache. Sie gewinnen, und heimsen damit einen geradezu enormen Profit ein, oder Sie verlieren, ohne daß wir irgend welchen Vorteil davon haben; gerade so wie an einem Spieltische, ein Pointeur setzt seinen letzten Pfennig auf eine Karte und gewinnt alles. Der kühne Spieler streicht sein Geld ein. Angenommen aber, daß das Glück ihm abhold sei . . . ." Ich

verstummte plötzlich, als ich das finstere Gesicht des Prinzen gewahrte. Ich sah nun, daß ich zu weit gegangen und es überhaupt unrecht von mir gewesen war, ein im vertraulichen Gespräch gefallenes Scherzwort dem irgend welche Bedeutung nicht beizumessen war, so tragisch zu nehmen.

„Sie haben meinen Spaß völlig mißverstanden," sagte der Prinz endlich in sehr trockenem Tone. „Es würde mir nie in den Sinn kommen, einen Krieg zu beginnen, einfach um Frankreich auszuplündern. Ein solches Unternehmen würde kaum einen anderen Namen als den eines gut organisierten Diebstahls verdienen. Überhaupt ist eine derartige Denk- und Handlungsweise nicht im Einklang mit meinen Ansichten. Wie Ihnen sehr wohl bekannt ist, lebe ich der vollen Überzeugung, daß die große Mehrzahl von Konflikten zwischen Nationen das Werk von Ministern ist, die sich dieser verwerflichen, ja strafbaren Mittel bedienen, einzig um ihre Macht und Popularität zu bewahren und ihren Ehrgeiz zu befriedigen. Deshalb möchte ich, daß man, ausgenommen in dem Fall, wo eine Kriegshorde sich

über ein Volk herstürzt, wo also Minister nicht verantwortlich gemacht werden können, diese Herren zwingen könnte, allein, mit den Waffen in der Hand, die Zwistigkeiten, die sie herbeigeführt haben, zum Austrag zu bringen. Die Aussicht auf eine solche Möglichkeit würde sie ohne jeden Zweifel umsichtiger machen und würde verhüten, daß das Blut vieler Unschuldiger für ihre, d. h. der Minister, Zwecke vergossen wird. Im übrigen werde ich mich künftighin solcher Scherze mit Ihnen enthalten.“ Kurz darauf war die Stunde zu Ende und wir trennten uns mit höflichem, aber kühlem Gruße.

Mir war dieser unangenehme Vorfall sehr leid. Ich dachte zuerst daran, Herrn Dr. Hinzpeter davon zu erzählen, hielt es aber nach reiferer Überlegung für besser, zu schweigen, zumal ich wußte, daß auch Prinz Wilhelm, was er anderen mitzuteilen nicht besondere Veranlassung hatte, meist für sich behielt, und da unsere Unterhaltung durchaus persönlichen Charakters gewesen, zweifelte ich keinen Augenblick, daß er mit Niemandem darüber sprechen werde. —

Vor der Stunde am nächsten Tage graute mir

sehr. Als ich mich zur gewöhnlichen Zeit beim Prinzen vorfand, merkte ich sofort, daß er entschlossen war, sein kühles Benehmen mir gegenüber beizubehalten. An jenem Tage fielen natürlich die gewohnten familiären Plaudereien weg und wie gestern wurde ich mit stummem Gruße entlassen. So ging es eine ganze Woche fort. Vergeblich zermarterte ich mein Gehirn, wie diesem Zerwürfnis, das ich unglücklicherweise verursacht hatte, ein Ende gemacht werden könne. Fortwährend machte ich mir den Vorwurf, den jungen Mann, den ich sehr liebgewonnen, gekränkt zu haben. Nicht nur war die von mir ausgesprochene Beschuldigung durchaus ungerechtfertigt, sondern ich hätte auch verständig genug sein sollen, die Reden des Prinzen als Scherz aufzufassen. Meinen Fehler sah ich wohl ein, doch erschien es mir unzulässig, ihn einzugestehen, wie ich überhaupt jedes Entgegenkommen meinerseits für unmöglich hielt, nicht etwa, daß ich von einem dummen Stolze beseelt gewesen wäre, sondern weil die besondere Lage der Sache mich verhinderte, meinen eigenen geheimen Wünschen zu entsprechen.

Ich kam mir vor wie ein Besiegter dem Prinzen gegenüber, und dazu war ich noch ein einfacher Privatmann, und er ein Fürstensohn. Richard III. von England bot ein Königreich für ein Pferd — ich würde um einen guten Entschuldigungsgrund eins ausgeschlagen haben.

Die Versöhnung kam endlich am darauffolgenden Montag zu Stande. Prinz Wilhelm hatte kaum vor seinem Pulte Platz genommen, als er im gewinnendsten Tone — er konnte ganz besonders liebenswürdig sein, wenn er wollte — begann: „Ich bedaure lebhaft, daß Sie einen Scherz, der ohne jede Bedeutung war, nicht als solchen aufgefaßt, und daß ich bei Ihnen damit ein Gefühl verletzt haben sollte, das ich selbst über alles schätze — ich meine die Liebe zum Vaterlande. Ich hoffe, daß sich dieser peinliche Eindruck inzwischen verwischt hat.“ „Gewiß, schon lange,“ antwortete ich. „Gestatten Sie mir, mein Prinz, Ihnen für Ihre gütigen Worte zu danken.“ Dieser Vorfall erhöhte, wenn möglich, meine Achtung für den jungen Mann noch, der nach langer reiflicher Überlegung sich freiwillig ent-

schlossen hatte, mir zuerst sein Bedauern auszusprechen; er zeigt auch, wie irrig die oft gehörte Meinung ist, daß der Kaiser zu sehr den Einfällen des Augenblickes folge. Ganz abgesehen davon, daß er nichts thut, ohne es sich vorher genau überlegt zu haben, besitzt Kaiser Wilhelm II. auch noch eine für ein Staatsoberhaupt höchst wertvolle Eigenschaft, er ist durchaus Herr über sich selbst. Jede Empfindung, und mag sie auch noch so lebhaft sein, weiß er, wo nötig, zu unterdrücken. Er ist schnell, vielleicht sogar jäh, im Fassen seiner Entschlüsse, das ist richtig, aber er vermag auch an sich zu halten. Stets prüft er seine Handlungen und Worte auf ihre etwaigen Folgen hin, und ganz besonders, wenn es sich um Sachen von Wichtigkeit handelt.

„Etwas, womit es mir sehr ernst ist," fuhr der Prinz nachdenklich fort, „ist die Vereinigung der Kräfte Frankreichs und Deutschlands. Wieviel diese beiden Nationen vereint fertig bringen könnten! Sie würden die Herren der Erde sein, sie könnten den alles aufsaugenden Bestrebungen der Handelsvölker einen Zügel anlegen. Sie würden die

Menschheit mit Riesenschritten auf der Bahn der Zivilisation weiterführen, wenn sich alle die verfüglichen Elemente der beiden Länder in den Dienst der Gerechtigkeit und des Fortschritts stellten. Eine solche Politik wäre edler und von größerem Nutzen als die Politik des Hasses, die augenblicklich die besten Kräfte unserer Nationen aufzehrt." „Ein schöner Traum," sagte ich, „aber schöne Träume gehen hienieden selten in Erfüllung. Mehr als ein Franzose hat sich mit dieser großen Idee getragen, aber ehe nicht die im Jahre 1871 aufgerichtete Scheidewand gefallen ist, wird an die Ausführung nicht zu denken sein. Man sagt vielfach, daß meine Landsleute frivol und leichtsinnig seien, aber ich denke, man täuscht sich ganz gehörig in ihnen. Das Folgende ist ein schlagender Beweis meiner Behauptung. Vor mehr als 100 Jahren gründeten unsere Vorväter die Republik. Mit Recht oder Unrecht glaubte man in Frankreich, daß diese neue Form des Regiments segenbringender und mehr im Einklang mit der modernen, philosophischen Auffassung über den Staat sein werde, als die alte; eine Auffassung,

die eine vernünftige Organisation und eine gewissenhafte Verwaltung der moralischen und materiellen Interessen einer Nation freier Menschen verlangt, die sich aller Bürgerrechte unverkürzt und ohne Ansehen der Geburt erfreuen. Sie haben alles gethan, was überhaupt menschenmöglich war, um dies zu Wege zu bringen und zu erhalten."

„Bonapartes, Bourbonen, Orleans, alle haben vergeblich versucht, dieses Sehnen des Volkes zu unterdrücken. Ihre Proklamationen, daß, sobald ihr Thron erst einmal fest stehe und ihr Regiment gesichert sei, sie eingreifende und populäre Reformen vornehmen würden, waren verlorene Mühe. Mit nicht zu besiegender Hartnäckigkeit hielt die Nation an dem einmal gesteckten Ziele fest. In bösen, wie in guten Stunden blieb ihr Blick auf das neue politische und soziale Ideal, die Republik, gerichtet. Die unheilvollsten Erfahrungen vermochten die Franzosen nicht abzuschrecken und jetzt endlich nach langen Kämpfen steht die Republik fest und unerschütterlich da."

„Den Franzosen Verrat oder Undank vorwerfen zu wollen, ist ebensowenig richtig. Diese Nation,

der man so oft nachsagt, daß sie nur dem Vergnügen lebe und nach Geld und äußerlichen Ehren strebe, ist in Wirklichkeit ein sehr sentimentales Völkchen. Alle Güter der Erde würden die Franzosen im Stande sein einer Neigung zu opfern, die anderen oft geradezu verrückt erscheinen mag. So lächerlich dies auch klingt, ich muß gestehen, ich bin stolz darauf, daß es so ist. Ich möchte lieber, das französische Reich verschwände von der Weltkarte, als daß es sich je zu einer Höflingsrolle bei anderen Völkern erniedrigte. Meine Landsleute haben schon heute Milliarden und Niederlagen vergessen. Man sagt bei uns, daß Geldwunden heilbar seien, und was die Schlachten anbetrifft, in denen wir unterlagen, so ist das ein Unglück, dessen man sich durchaus nicht zu schämen braucht, besonders, wenn man bis zum äußersten gekämpft hat, wie es bei uns geschah, und wenn man ein so tüchtiges Heer besitzt, wie das unsere. Aber was in den Herzen aller leben wird, ist die unvergängliche Liebe und das Mitleid für die Brüder, die gegen ihren Willen von dem Volk, dem sie angehören,

getrennt wurden. Das muß uns unvergeßlich bleiben. Glauben Sie aber nicht, daß ich Krieg herbeisehne. Der Gedanke an diese zukünftige Schlächterei mit ihren entsetzlichen, furchtbaren Folgen flößt mir zu viel Schrecken ein. Aber mein Inneres sagt mir, daß über kurz oder lang die Gerechtigkeit die jetzt bestehende Gewaltherrschaft auf Erden verdrängen wird."

„Qui vivra, verra," antwortete der Prinz, indem er mir die Hand drückte.

---

## Sechzehntes Kapitel.

---

### Das Vaterland.

Die Kluft bestand, daran war nicht zu zweifeln. Ein Vorkommnis wenige Tage später erbrachte von neuem den Beweis dafür. Ich hatte einen vierundzwanzigstündigen Urlaub benutzt, um mir Frankfurt mit seinen zoologischen Gärten und seinen Denkmälern anzusehen, und schlenderte nun, um die mir noch verbleibende Zeit totzuschlagen, langsam eine große Chaussee außerhalb der Stadt entlang. Es war herrliches Juniwetter, was die an und für sich schon reizende Umgebung Frankfurts besonders zur Geltung kommen ließ. Ich überließ mich ganz

meinen Träumen, froh dem ewigen cri-cri, das damals in Deutschland gerade in der Mode war, entronnen zu sein. Als ich seiner Zeit von Paris abgereist war, hatte ich mich gefreut, nun wenigstens nichts mehr von dem miserablen cri-cri hören oder sehen zu müssen und war, wie man sich denken kann, sehr enttäuscht, dieses verwünschte Spielzeug auch in Deutschland vorzufinden, wo man der hirnverbrannten Spielerei mit demselben Nachdruck huldigte wie in Frankreich.

Ohne gerade schnell zu gehen, holte ich unterwegs eine Gruppe Soldaten ein, die vor mir hergingen. Man stelle sich mein Erstaunen vor, als ich einige französische Worte hörte. Ich glaubte mich zu täuschen und horchte aufmerksamer. Meine Zweifel wurden mir alsbald benommen, diese Söhne des Mars sprachen wirklich französisch. Ich ging auf sie zu und fragte, wie es käme, daß sie meine Sprache sprächen. Gerechter Himmel! Es waren Lothringer! Sie verstummten plötzlich und obwohl sie aus meinem Accent und meinem Aeußeren den Landsmann erkennen mochten, verharrten sie in

ihrem hartnäckigen Schweigen und ihre Blicke zeigten deutlich ein unter solchen Umständen leicht verzeihliches Mißtrauen. Ich that mein Bestes, um ihnen ihre Zweifel zu benehmen und so entspann sich denn allmählich ein Gespräch, das der Vorsicht halber im nächsten Wirtshaus, wo wir einkehrten, deutsch fortgesetzt wurde. Bis wir unseren Rückweg antraten, waren sie vollständig aufgetaut und in unserer Freude, ungezwungen und rückhaltlos von der fernen Heimat plaudern zu können, vergaßen wir alles andere. — Niemals in meinem ganzen Leben hat mich je etwas so bewegt, wie der Anblick dieser Franzosen in der preußischen Uniform.

In Bonn, im Jahre 1870, hatte ich zum ersten Male die Angst um das geliebte Vaterland empfunden. Die in dem Eisenbahnwagen zusammengepferchten Gefangenen erschienen mir damals wie eine tragische Vision des furchtbaren Krieges. So groß war die Erschütterung, daß ich wie ein Kind einsam am Ufer des Rheines weinte, obgleich der Krieg damals kaum begonnen und die Hoffnung mich noch nicht ganz verlassen hatte. Aber während der Anblick

jener armen Besiegten in mir nur den Gedanken an eine augenblickliche Gefahr des Heimatlandes erweckte, brachten diese als deutsche Soldaten gekleideten Lothringer mir das Unglück, das uns betroffen und nie wieder gut zu machen war, in seiner ganzen schweren Tragweite heim.

Tausende ihrer Landsleute hatten gleich ihnen ganz gegen ihren Wunsch und Willen ihre Nationalität ändern müssen, und wurden so wie sie gezwungen, sich in den Waffen zu üben, vielleicht für einen späteren Kampf gegen die eigenen Brüder. Als ob die Menschen eine Art Waare seien, und einzelne Individuen das Recht hätten, damit Handel zu treiben, oder als ob sie Tiere wären, die jene just ihrer Laune gemäß abrichten dürften! Und dabei erhebt man noch ein solches Geschrei um die Sklaverei! Ist es denn etwa eine größere Sünde, unglückliche Schwarze zu Sklaven zu machen, als einer Mutter ihre Kinder zu entreißen und diese zu zwingen, die Waffen gegen ihre Erzeugerin zu richten?

Ich kann mir kaum etwas Empörenderes denken,

die Thatsache vielleicht ausgenommen, daß die, welche derartige Schandthaten begehen, sich schließlich noch als Hüter der Civilisation und des Christentums hinstellen wollen. Das war das Werk eines Bonaparte und eines Bismarck. Diese Männer, die auf solche furchtbare Weise mit dem Leben, der Freiheit, der Würde ihrer Mitmenschen ihr Spiel treiben, die ihr Glück und ihre Erfolge einzig und allein ihren Gewaltthätigkeiten verdanken, die ein Herz nur für ihre eigenen Leiden haben, können ihre blutigen Pläne einzig dadurch ausführen, daß sie Tausende ihrer Nebenmenschen in Unglück und Elend stürzen.

Soll man sich vielleicht noch begeistern für die Heldengedichte, Männer besingend, die ausziehen Tod zu säen und zu ernten, einzig um ein Nachbarvolk zu plündern oder um die Tyrannei ihres Herrschers fester zu gründen? Nein, das Lob dieser Menschenschlächter mag ich nicht verkünden, aber denen, die sich darauf beschränken, ihren Herd und ihre Freiheit zu verteidigen, kann ich meine Bewunderung nicht versagen.

Ich bin Franzose und Patriot, aber kein Chauvinist, der das am eigenen Volk lobt, was er am Nachbar tadelt. Den Tingeltangel-Patriotismus, die lärmende Begeisterung, die sich in gegen andere Länder gerichteten Liedern und Schreiereien kundgiebt, wollen wir Schwachköpfen überlassen. Nur der Patriotismus vermag ein französisches Herz höher schlagen zu machen, der willig die größten Opfer bringt, dessen Ideal die moralische und geistige Ueberlegenheit des eigenen Landes bildet. Als mich der Zufall auf diese Weise mitten in Deutschland den in das verhaßte Joch gespannten Brüdern in die Arme führte, fühlte ich die Kraft in mir, Großes für mein Vaterland zu schaffen. Eine heilige Begeisterung überkam mich, wie Wilhelm Tell sie einst gefühlt haben muß, als er den Geßler ins Herz schoß.

Was mag aus Euch geworden sein, ihr unschuldigen Opfer gewaltthätiger Politik? Wer weiß? Jedenfalls aber seid Ihr größer als Eure Unterdrücker. Ihr verkörpertet die in Bande geschlagene Freiheit und das verletzte Recht. Ohne es selbst

zu wissen oder zu verstehen, trugt Ihr in Euch jenes, in den Unterdrückten nie ganz verlöschende Feuer des Glaubens an die Gerechtigkeit, das zu gewissen Zeiten in mächtigem Auffflackern die ganze Menschheit verklärt.

Kurz vor Frankfurt trennte ich mich von den jungen Leuten, welche die Uniform nicht aus Franzosen in Deutsche umzuwandeln im Stande gewesen war. Die Thränen standen uns in den Augen, als wir uns beim Abschied umarmten. „Auf Wiedersehen, meine Freunde! Geduldet Euch noch ein Weilchen und laßt einen jeden von uns einstweilen seine Pflicht thun, so gut er kann, laßt uns den guten Kampf kämpfen ohne Rast und ohne Ruh und laßt uns zuversichtlich hoffen auf die Gerechtigkeit, die uns einst werden muß!"

Wie sehr hatte ich Recht, als ich am Eingange des Kapitels sagte, daß diese kleine Episode die Größe der Kluft zeigen werde, welche die Ereignisse von 70 und 71 zwischen den beiden Nachbarnationen geschaffen hatte.

Aber das Leben steht nicht still und ich mußte

wieder zu meinen Pflichten zurückkehren. Also vorwärts! In Kassel angelangt, verbrachte ich den Abend einsam auf meinem Zimmer und suchte nach des Tages Aufregung Trost in der Poesie, die meinen Kummer zu stillen vermochte.

---

## Siebzehntes Kapitel.

---

### Die Kaiserin Augusta.

Seit meiner Versöhnung mit dem Prinzen Wilhelm ging alles wieder im alten Geleise, ein Tag wie der andere dahin in regelmäßiger Arbeit und den sich immer gleich bleibenden Zerstreuungen. Doch war diese Eintönigkeit durchaus nicht reizlos, da die Arbeit, diese große Trösterin des Menschen, nie nachließ. Nur Prinz Heinrich unterbrach, zu seinem eigenen Schaden, dieses friedliche und arbeits-volle Programm, denn fast stets war er im Rück-stand mit seinen Aufgaben und selten hatte er seine Lektionen gelernt. Besonders eine Woche des Früh-

jahrs 76 muß unangenehme Erinnerungen in ihm hinterlassen haben. In diesen acht Tagen hat er höchstens halb so viel Taschentücher zu ihrem eigentlichen Zweck gebraucht, als um sich die Augen zu trocknen. Er war nämlich bei den Examinas, die um diese Zeit stattzufinden pflegten, in seiner Klasse der vorletzte unter 20 oder 25 Mitschülern geworden. Zur Belohnung wurde er derb ausgescholten und Dr. Hinzpeter entzog ihm die Mehrzahl seiner Erholungsstunden. Die rotgeweinten Augen und das niedergeschlagene Gesicht des Prinzen während dieser Zeit kann man sich leicht vorstellen. Es wurde ihm augenscheinlich sehr schwer, sich dieser strengen Disziplin zu unterwerfen, doch vermute ich, daß er sich seitdem für diese harten Zeiten entschädigt hat. Und heute, wo er selbst Kinder hat, wird er kaum unterlassen, sie tüchtig auszuschelten, wenn sie es verdient haben, und ihnen zu erzählen, was für ein Musterschüler er seiner Zeit gewesen ist.

Prinz Wilhelm würde *seinen* Kindern dergleichen mit vollem Rechte sagen können, denn er war wirklich ein ausgezeichneter Schüler. Seine

große Wißbegier veranlaßte ihn, sich in den verschiedensten Fächern mit bewundernswertem Fleiße auszubilden. Sein Betragen war stets tadellos, einesteils, weil er willig dem Rate seiner Eltern folgte, anderenteils, und das war wohl der Hauptgrund, weil er zu stolz war, um sich den kleinsten Tadel zuzuziehen. Ich glaube, er würde lieber auf jedes Vergnügen während eines ganzen Semesters verzichtet haben, als sich einer verdienten Strafe zu unterwerfen. Prinz Heinrich dagegen hätte willig jedes Maß von Schelten auf sich genommen, wenn ihm das völlige Freiheit zu seinen Lieblingsspielen gegeben haben würde.

Eines Morgens gegen Ende Juni 1876 ließ mich General von Gottberg zu sich rufen und fragte mich, ob ich etwas dagegen habe, meine Ferien Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta zu opfern.

Man kann sich denken, wie sehr dieser Vorschlag mich überraschte. Ich erklärte, daß ich dem Wunsche der Kaiserin mit dem größten Vergnügen Folge geleistet haben würde, wenn ich nicht schon versprochen hätte, meine alte Mutter, die sehr nach mir verlange,

auf einige Wochen zu besuchen. „Das ist schade", war Herrn von Gottbergs Antwort, „ich weiß bestimmt, daß Ihre Majestät die Kaiserin darauf gerechnet hatte, daß Sie während ihres Aufenthaltes in Koblenz das Amt des Vorlesers bei ihr übernehmen würden." „Das thut mir außerordentlich leid", sagte ich, „indessen, Sie verstehen wohl . . . ." „Gewiß, gewiß", unterbrach er mich, „ich verstehe vollständig."

Ich hielt damit die Angelegenheit für erledigt. Einige Tage später jedoch ließ mich General von Gottberg von neuem holen und sagte: „Ihre Majestät die Kaiserin hat mich beauftragt, Ihnen mitzuteilen, daß, falls Sie geneigt sind, ihr die Hälfte Ihrer Ferienzeit zu widmen, sie Ihnen einen zweimonatlichen, anstatt eines einmonatlichen Urlaubs erwirken würde. Ist Ihnen das recht?" — „Ja." — „Gut, so werde ich Ihrer Majestät Ihren Entschluß mitteilen."

Nach Verlauf einiger Tage wurde mir der Wunsch der Kaiserin bekannt gegeben, daß ich mich am 1. August im Schloß zu Koblenz vorzustellen

habe. Die Aussicht, die Stelle des Vorlesers bei der Kaiserin zu übernehmen, erfreute und beunruhigte mich in gleichem Maße. Ich freute mich selbstverständlich darauf, die Königin von Preußen und ihren Hof aus eigener Anschauung kennen zu lernen, befürchtete aber, meiner Aufgabe nicht gewachsen zu sein, da ich im lauten Lesen keine Uebung hatte.

Wie würde es nun vollends vor solch hoher Zuhörerin sich machen. Ich wußte sehr gut daß die Kaiserin Augusta sich selten einer anderen Sprache als des Französischen bediente und daß sie diese vollständig beherrsche. Auch fürchtete ich, daß die Etikette am Hofe der deutschen Kaiserin etwas strenger sein werde als am Hofe zu Kassel, wo, wie mehrfach erwähnt, in allem die größte Einfachheit herrschte.

Aber trotz all dieser Besorgnisse behielt meine Neugier doch schließlich die Oberhand und mit unverhohlenem Vergnügen reiste ich nach Koblenz ab. Mein Mut wurde denn auch reichlich belohnt. Während des Monats, den ich bei der Kaiserin zu-

brachte, sah und hörte ich so manches, von dem ich mir nie hätte träumen lassen.

So vernahm ich z. B. gleich beim ersten Empfang ein Urteil von den Lippen Ihrer Majestät, das mich nicht wenig verblüffte, mir aber auch bewies, daß die menschliche Natur sich doch immer gleich bleibt. Ob hoch, ob niedrig, ein jedes Menschenkind hat seine Leidenschaften und Schwächen und nur die Art und Weise, wie dieselben sich kundgeben, ist verschieden. Die Arbeiter schlichten ihre Streitigkeiten mit den Fäusten, die Weltkinder thun die Sache mit einem Pistolen- oder Säbelduell ab, die Feigen verläumden, und die Majestäten helfen sich zuweilen mit einer kleinen Intrigue.

Ich war gerade dabei, mich in dem mir angewiesenen Gemach häuslich einzurichten. Der mir beigegebene Kammerdiener in violettem Rock und Kniehosen, sah mir vom Vorzimmer aus mit dem solchen Leuten eigenen feierlich dummen Gesichte zu. Ich hätte ihn gern zur Hülfe beigezogen, vermutete aber, daß dergleichen unter seiner Würde sein werde.

Er war zum graziös Verbeugen abgerichtet, aber nicht zum Arbeiten.

„Herr Graf . . . .“ meldete er plötzlich in strammster Haltung. „Darf ich bitten, mich zu Ihrer Majestät zu begleiten,“ begann dieser. „Anzug: Frack und weiße Binde.“ Ich beeilte mich, diese Civiluniform anzulegen und meinem Führer nach dem Zimmer zu folgen, wo die Kaiserin mich erwartete.

Die hohe Frau war eine vornehme, durchaus aristokratische Erscheinung, elegant, doch nicht auffallend gekleidet. Dank der bekannten kleinen Toilettenkünste erschien sie bedeutend jünger als sie in Wirklichkeit war. Sie trug noch damals die Spuren einstiger großer Schönheit. Ihre Figur war schlank und äußerst graziös und Niemand kann es ihr verdenken, daß sie, die einst sehr stolz auf ihre Schönheit war, deren Reste mit großer Sorgfalt hütete. Ihr feines Gesicht, ihre vornehmen Bewegungen, sowie die reine, oft poetisch angehauchte und ein wenig gezierte Sprache erinnerten mich an die Damen, die im Hotel der Herzogin von Rambouillet ein- und auszugehen pflegten.

„Ich bin Ihnen recht dankbar, Monsieur," begann sie endlich, daß Sie die Güte haben wollen, mir zu Liebe einen Teil Ihrer Ferien zu opfern. Auch freut es mich sehr, die Bekanntschaft des französischen Lehrers meiner lieben Enkel zu machen. Die beiden sind tüchtige Knaben, nicht wahr? Prinz Wilhelm ist so intelligent und arbeitsam und sein Bruder Heinrich ist solch ein entzückender, lieber Junge. —

Gegenüber einer Bemerkung der Kaiserin über ihre Schwiegertochter, die spätere Kaiserin Friedrich, hüllte ich mich in Schweigen, was mir unter den Umständen das Geratenste schien, denn es war nicht meine Sache, mich in diesen häuslichen Zwist zu mischen. Nach wenigen Augenblicken fuhr sie fort: „Ich werde Ihre Güte zweimal des Tages in Anspruch nehmen. Früh werde ich Sie bitten, einige Briefe nach meinem Diktat zu schreiben und am Abend werden Sie mir in Gegenwart meiner Hofdamen vorlesen. Mein Sekretär wird Ihnen alle sonstigen auf Ihre Thätigkeit hier bezüglichen Anweisungen geben. Ich wünsche übrigens,

daß Sie heute Abend schon den Anfang mit dem Vorlesen machen.“

Und so geschah's. Der Sekretär weihte mich sogleich in meine Pflichten und in die Hausordnung ein. Ich hatte gewisse Artikel aus dem Figaro, dem Journal des Débats, der Indépendance Belge und der Revue des Deux-mondes zu lesen.

Meine Vorahnung bezüglich der Etikette war durchaus begründet gewesen. Sie wurde am Hofe zu Koblenz bei weitem strenger gehandhabt als in Kassel. Auch von anderen Gesichtspunkten aus war das Leben hier wesentlich anders. In Kassel war alles deutsch, in Koblenz alles französisch. Kassel kam mir vor wie eine Vorschule zu einer kommenden, durchaus deutschen Hofhaltung, während die der Kaiserin Augusta der Ludwigs XIV. nachgebildet schien. Die eine war die Zukunft, die andere stellte die Vergangenheit dar. Mit Wehmut sah ich hier die letzten Reste der Pracht der altfranzösischen Höfe.

Die Königin von Preußen war durch und durch französisch, ultramontan und aristokratisch.*)

*) Eine merkwürdige Bestätigung der vom Fürsten Bismarck kürzlich gethanen Äußerung. Der Übersetzer.

Der verstorbene Maxime Du Camp — in seiner zweiten Periode — war in steter Korrespondenz mit ihr. Wenn er irgend ein Buch veröffentlichte, sandte er ihr regelmäßig ein Exemplar zu, kunstvoll eingebunden, wie einst Marie Antoinette ihre Bücher eingebunden zu haben pflegte — die Außenseiten des Bandes mit ihrem Anfangsbuchstaben A verziert. — Noch ein anderer bedeutender Franzose, der Bischof Dupanloup gehörte zu ihren Intimen. Dieser Prälat hatte wahrscheinlich nie eine Ahnung davon, welche gottlose Hand den langen Brief schrieb, den er im August 76 erhielt. Dieses Schreiben war übrigens ziemlich merkwürdig und ich habe noch oft nachher daran denken müssen. Die Kaiserin verabredete darin ein Zusammentreffen mit dem Bischofe von Orleans in einem Privathotel in der Nähe von Lausanne, wohin sie im September, wie gewöhnlich, unter dem incognito einer polnischen Gräfin reisen werde. Sie schrieb, wie sehr sie sich darauf freue, ihn wieder zu sehen und wieder in gewohnter Weise mit ihm plaudern zu können. Höchstwahrscheinlich begab sich der eifrige Gegner Voltaire's auch incognito

zu diesem Stelldichein. Was mochten diese beiden Stützen einer, ich möchte sagen, veralteten Gesellschaft einander anzuvertrauen haben? War da eine Verschwörung im Gange oder klagten sie sich gegenseitig ihr Leid, oder beteten sie vielleicht gar zusammen? Wer wird das jemals erfahren? Wenn ich an den Brief denke, kann ich mich des Gedankens an den großen Einfluß, den Priester über gewisse Gemüter ausüben, nicht erwehren. Wie war die merkwürdige Verehrung dieser stolzesten aller gekrönten Damen für den Sohn der einfachen Savoyardenfamilie zu erklären? Sie bestätigt uns wenigstens den Ausspruch des Patriarchen von Ferney, daß die einzig wahre Majestät hienieden sich auf Seeleneinheit gründen müsse.

In kurzer Zeit war ich mit all den Histörchen und Geheimnissen des Schlosses bekannt gemacht. Von den verschiedenen mehr oder weniger glaublich klingenden Geschichten, die ich da zu hören bekam, ist mir besonders die von dem beklagenswerten Schicksal eines Franzosen, dessen trauriges Ende mich sehr rührte, in der Erinnerung geblieben.

Zur Zeit als der Krieg losbrach, versah ein gewisser Bourguignon, wenn ich nicht irre, das Amt des Vorlesers bei der Kaiserin. Nach allem, was ich über ihn hörte, war er ein aufrichtiger, guter Mensch. Seit mehr als zwanzig Jahren hatte er seine Pflichten zu allgemeiner Zufriedenheit erfüllt. Die hohe Frau mochte ihn gern und er vergalt ihre Freundschaft mit grenzenloser Hingabe.

Die große Vorliebe der Kaiserin für alles Französische, Kunst und Litteratur, Land und Leute ist schon mehrfach erwähnt worden. Mit nur sehr wenigen Ausnahmen bediente sie sich sowohl in der Unterhaltung wie in der Correspondenz stets der französischen Sprache. Daß unter solchen Umständen ein Franzose große Hochachtung für sie hegte und ihr in jeder Weise aufs Bereitwilligste diente, ist nicht zu verwundern.

Als es nun 70 zum Kriege kam, war der unglückliche Bourguignon bereits zu alt, um für sein Vaterland die Waffen ergreifen zu können. Er litt natürlich sehr unter den traurigen Nachrichten vom Kriegsschauplatze, konnte aber nichts anderes thun,

als in stiller Einsamkeit seinem Schmerze und seinen Thränen freien Lauf lassen, was allerdings die Verteidigungskräfte Frankreichs nicht zu erhöhen im Stande war. Sein großes Herzeleid über das Unglück seines Vaterlandes ließ ihn vorzeitig altern. Er gedachte seine gebrochene Gesundheit durch einen längeren Aufenthalt in Frankreich wieder herzustellen, mußte aber da die schmerzliche Erfahrung machen, daß seine Landsleute ihn mieden wie einen räudigen Hund, ja, man warf ihm die Thüre vor der Nase zu. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als zu der zurückzukehren, die allein von allen verstand, seinen Schmerz zu lindern und ihn zu trösten, der Kaiserin Augusta. Mit ihrer gewohnten Herzensgüte suchte diese ihrem getreuen Vorleser über diese bitteren Erfahrungen hinweg zu helfen, die er jedoch nicht mehr lange überlebte. Das herzlose Benehmen seiner Landsleute hatte ihn zu tief verwundet. Auf der Kaiserin ausdrücklichen Befehl wurde auf seinem Grab, für dessen Instandhaltung sie mit rührender Liebe sorgte, ein Denkstein errichtet.

Mehr als einmal stand ich nachdenklich an der Ruhestätte dieses unglücklichen Opfers eines übertriebenen Patriotismus. Armer Bourguignon, welches Verbrechens hattest Du Dich schuldig gemacht?

Unter den Schreiern, die ihm das Herz gebrochen, waren ohne Zweifel mehrere, die der niederträchtigsten Gemeinheiten fähig gewesen wären nur um die Stelle des armen Bourguignon einnehmen zu können. Was für ein merkwürdig Ding es doch um den Patriotismus ist!

Sein Nachfolger, ein gebildeter, junger Mann aus einer guten und einflußreichen Familie Belleville's, ein Schützling Gambettas, verließ die Kaiserin Augusta, um in den französischen diplomatischen Dienst überzutreten und heute ist er ein würdiger Vertreter Frankreichs im Auslande.

Dem Einen brachte seine Liebe zum Vaterlande die höchsten Aemter, dem anderen ein gebrochenes Herz. Ein seltsames Gefühl, dieser Patriotismus! Jedenfalls ist es aber edler und männlicher gehandelt, die nächstliegenden Pflichten zu erfüllen, als nach dem Verlust der Schlacht grimmige Kriegslieder anzustimmen.

---

## Achtzehntes Kapitel.

---

### Mein Leben in Koblenz.

Mein erster Vorleseabend war wirklich ein Erfolg. Ich weiß nicht wie es kam, aber es gelang mir ohne vorherige Uebung deutlich auszusprechen, abzusetzen und zu betonen. Vielleicht war es nicht einmal so gut wie ich dachte, aber jedenfalls schien meine Zuhörerschaft befriedigt. Ich begann um 9 Uhr. Zuerst las ich einige Artikel aus dem Figaro, denen verschiedene Depeschen aus der Indépendance Belge folgten und endlich nahm ich die Revue des Deux Mondes in Angriff. Der Kranz

reizender, junger Ehrendamen, die mir aufmerksam zuhörten, feuerte mich noch zu besonderen Anstrengungen an, als plötzlich der diensthuende Kammerherr sagte: „Madame, es ist an der Zeit.“ Ruhig, ohne irgendwelches Bedauern oder Ungeduld zu zeigen, erhob sich die Kaiserin und machte damit dem Vortrag ein Ende. Alles folgte ihrem Beispiele und zog sich zurück.

Der Sekretär kam auf mich zu und beglückwünschte mich. Auf meine Frage, warum die Kaiserin sich den Anordnungen ihres Kammerherrn mit solcher Gemütsruhe füge, erfuhr ich, daß sie Niemandem gehorche, aber den von ihr selbst aufgestellten Regeln mit großer Genauigkeit nachkomme. Vom Aufstehen bis zum Zubettgehen ist über jede einzelne Minute verfügt, alles wird streng nach dem bestehenden Programm durchgeführt. Sie kann außerhalb der dafür bestimmten Zeiten weder frühstücken, noch spazierengehen, noch lesen, plaudern oder schreiben. Ohne diese haarscharfe Zeiteinteilung würde eine entsetzliche Unordnung im Palaste einreißen.

„Majestät zu spielen scheint auch seine Schattenseiten zu haben," bemerkte ich. „Lieber möchte ich in einer elenden Hütte wohnen und mein eigener Herr sein, als in einem Palast ein Sklavenleben führen."

Der Sekretär warf mir einen mitleidigen Blick zu und sagte dann, liebenswürdig wie immer: „Mag sein, daß ein Mensch, der sich nicht von früh auf in diesen Kreisen bewegt hat, die Schönheiten und Vorteile dieser konventionellen Lebensweise nicht versteht."

Die paar Stunden, die ich bei der Kaiserin Dienst hatte, waren also streng eingeteilt, doch war ich glücklicher als die hohe Frau, denn mir blieben beinahe zwanzig Stunden des Tages, über die ich nach eigenem Gutdünken verfügen konnte, und die ich verbrachte, ohne auf Schritt und Tritt einen Kammerherrn hinter mir zu haben.

Von vornherein hatte ich als besondere Gunst darum gebeten, mit Ausnahme des ersten Frühstücks meine Mahlzeiten in der Stadt einnehmen zu dürfen Es war mehr als wahrscheinlich, daß ich da inter-

essantere Tischgenossen finden und eine zwanglosere Unterhaltung würde führen können als mit den Hofbeamten. Meine Bitte wurde erfüllt und das vornehmste Hotel in Coblenz erhielt die nötigen Anweisungen. Ich wurde denn auch da mit all den Rücksichten empfangen, die man einem Herrn aus der Umgebung Ihrer Majestät der Kaiserin schuldig zu sein glaubte.

Ich pflegte nun jeden Morgen anderthalb Stunden mit der Abfassung von Briefen an österreichische Prinzen und Bischöfe der verschiedensten Nationalitäten zuzubringen, und ungefähr die gleiche Zeit wurde Abends der Lectüre gewidmet. Mein Tagewerk konnte also kaum als sehr anstrengend bezeichnet werden. Um mich nie durch die Toilette zu verspäten, gebrauchte ich die Vorsicht, mich immer etwas vor der festgesetzten Zeit in den vorgeschriebenen Anzug zu werfen, der früh schwarzer Gehrock, abends Frack und weiße Binde war. Doch gab es auch hier und da eine Ausnahme von dieser Regel.

Am meisten Interesse für mich hatte das Briefschreiben am Morgen. Die Kaiserin verstand es

ausgezeichnet, Briefe zu diktieren, und ihr Stil war fast durchaus meisterhaft. Mit Ausnahme einiger etwas veralteter Redewendungen wußte sie ihre Ausdrücke geschickt zu wählen. Sie kannte die Bedeutung jedes einzelnen Wortes wie auch die Abstufungen der Synonyma sehr genau, stets brauchte sie das rechte Wort am rechten Platz. Sehr amüsant war die kokette Unsicherheit, die sie manchmal zeigte, ehe sie ein Wort aussprach. Sie stellte sich, als könne sie nicht auf das Wort kommen, sie klagte mir, wie schwer es ihr oft falle, sich zu besinnen, bis endlich, nachdem diese charmante Ziererei ein Weilchen gedauert hatte, das Wort mit solcher Sicherheit herauskam, daß ich mich der Vermutung nicht erwehren konnte, sie habe es die ganze Zeit sehr wohl gewußt. Es war geradezu köstlich, sie in einem solchen Augenblick zu beobachten. Auf ihrem Gesichte spiegelte sich die naive, ich möchte fast sagen kindliche Freude und Befriedigung darüber wieder, ein verlorenes Gut gefunden und die Bewunderung ihres zeitweiligen Sekretärs erregt zu haben.

„In der Sprache Ihres Landes liegt ein großer

Zauber," sagte sie mehr als einmal zu mir. „Man kann so treffend und nett alle seine Gedanken und Gefühle damit wiedergeben! Das Französische ist so zart, so kunstvoll, so reich in seiner Ausdrucksweise, daß man wirklich im Stande ist, eine scharfe Kritik über eine Person oder ein Werk in das Gewand eines Komplimentes zu kleiden."

„Gewiß, Madame," gab ich zurück, „man hat sogar im Französischen einen besonderen Namen für diese Komplimente, man nennt sie compliments à rebrousse-poil."

So angenehm wie in Kassel war mein Aufenthalt in Koblenz nun freilich nicht. Die fortwährende steife Etikette war mir durchaus verleidet. Auch mußte ich sehr auf meiner Hut sein, um nicht etwa Böcke zu schießen oder mich lächerlich zu machen, und was mir am schwersten fiel, war, daß ich nicht frisch von der Leber weg sprechen konnte, wie ich es in Kassel zu thun gewohnt war.

Daß gewöhnliche Sterbliche sich mit den hohen Herrschaften nicht unterhalten dürfen, erwähnte ich bereits an einer anderen Stelle. Sie werden zu-

weilen von den Majestäten dadurch ausgezeichnet, daß diese geruhen, Fragen an sie zu stellen und sogar hie und da die Antworten geduldig anhören. Mit dem Beurlauben ist es gerade so. Man hat zu warten, bis man entlassen wird. Ich fand denn auch bald genug heraus, daß die Natur mich zu solchen Ehrendiensten nicht geschaffen hatte und es war nur gut, daß zuweilen kleine Abenteuer die Eintönigkeit dieses Lebens wohlthuend unterbrachen. So hatte ich eines Abends mit besonderer Wärme und gutem Humor einen Aufsatz Boissiers über den englischen Historiker Macaulay vorgelesen. Der Artikel war mit der dem Autor eigenen Gelehrsamkeit und Gewandtheit geschrieben und es wimmelte geradezu von Stellen, die den Leser zum Lachen reizten, ob man wollte oder nicht. Das Feuer und der Geist des Meisters hatte sich mir und dann auch meinen Zuhörern mitgeteilt. Man kann sich mein Erstaunen vorstellen, als nach dem Aufbruch der Sekretär mit gen Himmel erhobenen Händen auf mich zu kam und ganz bestürzt begann: „Aber Monsieur, was haben Sie gemacht!“ Ich erschrak furchtbar, obgleich

ich mir keines Verbrechens bewußt war. Mein zerknirschtes Gesicht mußte ihn wohl beruhigen, denn seine Stimme klang etwas milder, als er wiederholte: „Aber was haben Sie gemacht!" „Ich weiß wirklich nicht, was Sie meinen," sagte ich mit dem Ausdruck eines schuldigen Kindes, „und bin begierig zu erfahren, was ich verbrochen habe." „Aber Monsieur, Sie haben vor Ihrer Majestät der Kaiserin gelacht!" Ich atmete wieder auf.

Horresco referens! Natürlich entschuldigte ich mich so gut ich konnte und ließ meinem Mentor gegenüber noch die Bemerkung fallen, daß es ja so viele langweilige Schriftsteller gebe, daß es nicht schwer fallen dürfte, etwas besonders einschläferndes zu finden. Ich sagte ihm überdies, daß ich als Republikaner auch eine Art Souverän sei, da nach der französischen Verfassung mir das höchste Amt, das des Präsidenten der Republik offenstehe, und endlich citierte ich noch die berühmte Stelle aus Terrentius: Ich bin Mensch und nichts was die Menschheit angeht, darf mir fremd sein, selbst das Lachen nicht. Indessen glaube ich nicht, daß ich den guten Herrn

mit meinen Gründen überzeugte, wenigstens schien sein Blick sein Bedauern anzudeuten, daß er mich nicht zu jenen wenigen Erlesenen zählen könne, deren Ideal das Ceremoniell des Hofes ist.

Einige Tage später ereignete sich etwas, das mir noch viel absonderlicher vorkam, als vor ihrer Majestät zu lachen. Man sagt eben mit Recht in Frankreich: „tout arrive ici-bas." Ich sah nämlich eine ebenso unerwartete wie merkwürdige Leidenschaft sich entwickeln. Ich habe schon manche kuriose Phänomena auf dieser Erde beobachtet und manche wunderbare Geschichte gelesen, aber daß man sich so lebhaft für das Partizip der Vergangenheit interessieren könne, war mir doch neu.

Das kam so. Eines Morgens, nachdem ich zwei oder drei Briefe geschrieben, sagte die Kaiserin auf einmal mit der Befangenheit eines jungen Mädchens: „Ich muß Ihnen etwas für mich sehr Demütigendes bekennen. Denken Sie sich nur, ich habe einige der Regeln mit Bezug auf das participe passé vergessen. Das ist unverzeihlich, nicht wahr? Indessen habe ich die gute Absicht, sie wieder ein-

zustudieren, wenn Sie mir dabei helfen wollen." „Mit Vergnügen, Madame." „Nun gut, so fangen wir morgen an."

Als ich zur festgesetzten Stunde am nächsten Tage den Korridor zu den Zimmern der Kaiserin entlang ging, sah ich meine königliche Schülerin munter mit einem halben Dutzend Grammatiken daher trippeln. In ihrem Lerneifer sparte sie weder Mühe noch Kräfte und war so stolz auf ihre Bücher, wie ein Soldat auf seine Fahne. Ich ging rasch auf sie zu, um ihr ihre Last abzunehmen. Wahrscheinlich beging ich damit wieder mal einen Etikettenbruch, denn der Sekretär, der dicht hinter der Kaiserin kam, hatte ihr offenbar seine Hilfe nicht angeboten. Wie dem auch sein mag, sie dankte mir für meine Aufmerksamkeit und vertraute mir zwei oder drei ihrer Bücher an.

Während mehrerer Tage wurde dieses Studium eifrig betrieben. Daß mir diese Grammatikstunden, wo ich meine Überlegenheit so recht nach Herzenslust auskramen und zeigen konnte, sehr angenehm waren, versteht sich von selbst. Ich glaube, es hat

seit Menschengedenken weder Schüler noch Schülerin gegeben, die mit solchem Eifer und mit solcher Hingabe das participe passé studiert haben, wie es die Kaiserin that. Der Wunsch, die Regeln gründlich zu lernen, war es allerdings weniger als die Freude, die ihr dieses Studium machte.

P. p. ohne Hülfsverben, p. p. verbunden mit avoir und être, p. p. der notwendigen, wie der zufälligen Pronominalverba, p. p. gefolgt vom Infinitiv etc. etc. Welche unendliche Menge der feinsten Töne und Abstufungen giebt es da! Z. B. La femme que j'ai vue peindre und La femme que j'ai vu peindre. La chanson que j'ai entendu chanter und la cantatrice que j'ai entendue chanter. Le peu de bienveillance qu'il m'a temoigné, m'a découragé und le peu de bienveillance qu'il m'a temoignée m'a encouragé. Paul et Julien se sont écrit une lettre und la lettre que Paul et Julien se sont écrite.

Und dann die geistreiche Regel über die Stellung des näheren Objekts vor oder nach dem Partizip.

Ich wurde allmählich von dem Eifer der Kaiserin mit fortgerissen. Wie einst Philaminte beim Durchlesen eines Sonnets Trissotins den Reimschmied fragte, ob er denn auch den wahren Wert seiner Verse kenne, so fragte ich mich jetzt selbst, wie ich diesen grammatikalischen Wundern und Schönheiten des participe passé bisher nur so geringes Interesse hatte schenken können.

Diese p. p. Studien verschafften mir übrigens die Gelegenheit, Rache zu nehmen für die Bemerkung des Sekretärs an jenem Abend, als ich vor ihrer Majestät gelacht hatte.

Bei den Stunden war er fast immer zugegen. Eines Tages wollte ich nun, um eine Erklärung recht deutlich zu machen, den Unterschied zwischen dem deutschen und dem französischen p. p. anführen und gebrauchte zu dem Zweck ein deutsches Beispiel. Die Kaiserin jedoch unterbrach mich und sagte in sehr entschiedenem Ton: „Ich gestatte nicht, Monsieur, daß man sich einer anderen als der französischen Sprache bediene, außer wenn die Umstände es erfordern.“ Sie beabsichtigte durchaus nicht, mich

mit dieser Bemerkung zu kränken und mir machte es nichts aus, dieser Vorschrift zu folgen.

Indessen konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, den Sekretär damit zu necken. „Sie haben mir neulich zum Vorwurf gemacht, daß ich vor Ihrer Majestät der Kaiserin zu lachen wagte. Ich habe mich für diesen Bruch der Etikette entschuldigt, so gut ich konnte. Aber ich muß sagen, daß, wenn ich eine der Ihrigen ähnliche Stellung bei einer Fürstin meines Landes bekleidete, es mich mehr verdrießen würde, wenn sie eine fremde Sprache der eigenen vorzöge, als wenn jemand in ihrer Gegenwart lachte.“ „Warum?“ gab er höflich zurück. „Die Kaiserin hat das Recht, das Deutsche dem Französischen, ja die Deutschen den Franzosen nachzustellen, wenn ihr das Vergnügen macht. Ich finde darin nichts zum Uebelnehmen. Ich bin ihr Unterthan so gut wie alle meine Landsleute und alles, was wir zu thun haben, ist, uns ihren Neigungen zu fügen.“

Und dabei wollen manche Leute noch behaupten, daß die Regierenden keinen Einfluß auf die Denkweise des Volkes ausüben!

## Neunzehntes Kapitel.

### Der Marmorsaal.

Wenn man in der Fremde lebt, muß man sich an gewisse Diskussionen gewöhnen, die sich ebenso wie Regen und Alpdrücken periodisch wiederholen und die man über sich ergehen lassen muß, ob man nun mag oder nicht.

Zu diesen gehört in erster Linie die über die guten und schlechten Eigenschaften eines Volkes. Jeder erhitzt sich darüber weit mehr als nötig, versucht die Fehler und Schwächen seiner Nation zu beschönigen und die guten Seiten im besten Lichte zu zeigen. Auf jeden Fall erfreuen wir Franzosen

uns keines guten Rufs im Auslande. Man sagt zwar in Frankreich, daß diese Verleumdung nur auf Neid beruhe, doch kann ich dieser Annahme nicht beipflichten. Im Gegenteil, in allen meinen Diskussionen mit Deutschen, Engländern und Amerikanern über diesen wunden Punkt war ich erstaunt über die Richtigkeit und die Mäßigung ihrer Bemerkungen und ihres Urteils.

Wir selbst, oder um genauer zu sein, ein gewisses Genre der französischen Litteratur ist schuld daran, daß man im Auslande so von uns denkt. Man hat jenseits der französischen Grenzen kaum eine Ahnung davon, wie sehr diese Bücher uns Unrecht thun.

Jeder 1000 Frankenschein, den der Autor eines solchen Werkes einstreicht, gilt im Ausland als ein neuer Beweis dafür, daß unsere jungen Mädchen vollständig unmoralisch sind, daß unsere Frauen ausschweifend und ehebrecherisch leben, daß unsere jungen Männer sich einem lasterhaften Wandel ergeben und infolgedessen vor der Zeit alt werden, endlich, daß selbst ältere Männer keiner Schande sich

schämen. Jedes Buch dieser Art bestärkt den Fremden in dieser falschen Meinung.

Ich weiß sehr wohl, daß man die Kunst vorschützt, doch kann man das kaum für mehr als einen schlechten Scherz gelten lassen. Die Wahrheit ist, daß es Vielen leichter fällt, Schweinereien zu schreiben, als gute Ideen auszuhecken. Selbst wenn es dem Autor nicht an Verstand mangelt, produziert er lieber Schmutz, denn das zahlt ja viel besser als eine zum Nachdenken anregende Geschichte oder Abhandlung. Diese Kunst ist mit der, Geld zu machen, identisch. Der Beweis dafür ist leicht genug erbracht. Wenn züchtige Geschichten und Zeichnungen besser bezahlt würden als zotige, würde man in Wort und Bild nur noch von Rosenmädchen*) hören, keusch in dichte Feigenblätter gehüllt. Aber ein solcher Skandal wird uns noch lange erspart bleiben, dank der Richtung, die der Ehrgeiz der sogenannten fin de siècle-Künstler genommen. Sie sind viel zu praktisch, um ihren Vorteil nicht wahrzunehmen, der

*) Mädchen, das am Rosenfeste mit der Rose der Sittlichkeit beschenkt wird.

doch wahrlich nur darin liegen kann, den Forderungen der Protze nachzukommen, die heutzutage den größten Teil der sogenannten guten Gesellschaft ausmachen.

Es ist eine alte Sache, daß die Künstler sich insgeheim lustig machen über die Art und Weise, wie sie diese Philister und Geldmenschen zum besten haben und ihnen das Geld aus der Tasche locken. Das Unglück aber liegt darin, daß auch außerhalb Paris noch Menschen wohnen, die arbeiten, denken, kämpfen und nicht nur nach dem Materiellen, sondern vor allem nach der größtmöglichen Vervollkommnung streben in Kunst, Moral und Intellekt. Wenn man die französischen illustrierten Blätter früherer Zeiten mit denen anderer Länder vergleicht, muß den Franzosen ein Gefühl rechtschaffenen Stolzes beschleichen, aber die jetzigen Produkte dieses Nebenzweigs von Litteratur und Kunst geben einem dazu wahrlich keinen Anlaß. Was soll daraus werden, wenn die Thätigkeit auf künstlerischem und industriellem Gebiet — denn das letztere bethätigt auch ähnlichen Geschmack — in dieser Richtung noch lange andauert?

Ich kann es mir nicht versagen, diese Betrachtungen hier einzuflechten, denn ich hatte einst bei einem Diner einen wahren Sturm derartiger ungerechter Anklagen und Bemerkungen über mich ergehen zu lassen. Ich mochte antworten, was ich wollte, man berief sich stets auf den oder jenen Roman, der wie man mir versicherte, nur deshalb so viel gelesen werde, weil die darin vorkommenden Charaktere und Thatsachen der Wahrheit nur zu sehr entsprächen.

Ich grübelte eben noch über diese Unterhaltung nach, die erst am Abend vorher stattgefunden hatte, als man mir meldete, die Kaiserin wünsche mich zu sprechen.

Sie hatte mich rufen lassen, um mir mitzuteilen, daß Seine Majestät der Kaiser angekommen sei und sich drei Tage in Koblenz aufzuhalten gedenke. „Da ich während dieser Zeit natürlich von Empfängen und anderen Festlichkeiten in Anspruch genommen sein werde“, fuhr die hohe Frau fort, „kann ich mein gewöhnliches Programm nicht einhalten und Sie werden deshalb so lange Urlaub haben. Ich

stelle es Ihnen ganz frei, Sie können an den Festlichkeiten teilnehmen oder die Zeit zu einem Ausflug benutzen."

„Da Ew. Majestät mir die Wahl lassen", sagte ich, „möchte ich in den drei Tagen gerne einige Städte entlang des Rheins besuchen."

„Ganz wie Sie wollen", sagte die Kaiserin. „Aber vergessen Sie nicht am festgesetzten Tag wieder hier zu sein!" — „Ew. Majestät können sich auf mich verlassen."

Fünf Minuten später war ich mit dem Packen meiner Reisetasche beschäftigt, als mir ein Diener ein versiegeltes Briefchen überbrachte. Ich öffnete es und fand einen Hundertmarkschein darin. Alle Wetter, dachte ich, die Kaiserin hat Lebensart! Ich dankte ihr im Stillen und zog bald darauf meine Straße, lustig wie ein Fink, daß ich für einige Tage Frack, weiße Binde und ditto Handschuhe los war.

Wie wohl das thut, die Hofluft hinter sich zu lassen und in die Welt hinaus zu marschieren, just wo einen das Herz hinzieht. Mir machte dieser

Ausflug fast noch mehr Spaß wie die participes passés.

Auf einem der Rheindampfer fuhr ich den Fluß hinauf bis nach Mainz. Trotzdem die im schönsten Sonnenschein daliegenden Ufer des Rheins und der Mosel gerade noch so entzückend waren, wie damals, als ich sie im Jahre 70 zum ersten Male gesehen, machten sie doch nicht wieder denselben mächtigen Eindruck auf mich. Wie gesagt, fand ich, daß das überall der Fall war, wo ich ein zweites Mal hinkam, ausgenommen in den Alpen und am Meer.

Um mir die Zeit auf dem Schiffe zu vertreiben, plauderte ich mit einigen Touristen und den Bootsleuten. Ich erzählte einem der letzteren, daß ich nach Mainz wolle und fragte ihn, wo man wohl den Abend angenehm zubringen könne. „Ich dächte, Sie gingen am besten nach dem Marmorsaal“, war die Antwort.

An Ort und Stelle angekommen, begab ich mich zunächst nach dem sehr schön am Rheinufer gelegenen Hôtel de Hollande, aß da zu Mittag und fragte

dann wieder, diesmal den Wirt, nach der besten Art, mir den Abend zu vertreiben. „Gehen Sie nach dem Marmorsaal", sagte er. Ich dankte für den guten Rat und ging. In einem Restaurant, in dem ich noch eine Tasse Kaffee trank, erkundigte ich mich beim Kellner, was man in Mainz am besten mit einem freien Abend anfange. „Oh, gehen Sie nach dem Marmorsaal", schlug der vor.

Nun konnte es keinem Zweifel mehr unterliegen, ich mußte nach dem Marmorsaal gehen. Ich bat einen Schutzmann, mir den Weg dahin zu zeigen. Der lachte. „Ich dachte mir's schon, daß Sie dorthin wollten." Wir gingen über einen großen Platz, wo ich die Denkmäler Gutenbergs und Goethes respektvoll grüßte und bogen dann in eine enge, schmutzige, aber ziemlich belebte Gasse ein. Vor einem dunklen Hause blieb mein Führer stehen. „Wir sind am Ziel."

Es war ein „Kloster thörichter Jungfrauen." Da zeigte sich die Kehrseite germanischer Tugend. Auf mehrmaliges Befragen hatte man mir stets den Besuch dieses Harems empfohlen, das von

unter polizeilicher Aufsicht stehenden Odalisken bevölkert war.

Wie glänzend warst du jetzt gerächt, mein französisches Heimatland, nachdem man dich erst am vorhergehenden Abend so heruntergemacht hatte.

## Zwanzigstes Kapitel.

---

### Ein Brief der Kaiserin Augusta.

Ein Monat vergeht sonst rasch genug, aber wenn man ungeduldig den letzten Tag herbeisehnt, um seine Siebensachen packen und in die Heimat zurückkehren zu können, wird er entsetzlich lang. Das Herz schlug mir ungestüm bei dem Gedanken, bald meine alte Mutter in die Arme schließen, Verwandte und Freunde begrüßen zu können, die Felder und Wälder wieder aufzusuchen, wo ich mich einst als Kind getummelt.

Diese Hoffnung erleichterte mir die Wieder-

aufnahme meiner Pflichten in Koblenz wesentlich. Bald begann ich selbst die Stunden bis zur Abreise zu zählen.

Die Kaiserin, die von vielen unrichtigerweise für hart und kalt gehalten wurde, behandelte mich wie bisher in äußerst gnädiger und gütiger Weise. Man mochte sie eine aristokratische, vornehm-kühle Natur nennen, aber einmal gefaßten Neigungen blieb sie treu und hing sehr an ihrer Umgebung. Sie vergaß einem auch nicht den kleinsten Dienst, den man ihr geleistet und wußte ihn stets mit einem freundlichen Wort oder sonst einer Gunstbezeugung zu vergelten. Sie war sehr wohlthätig und ist in dieser Hinsicht ihren Pflichten als Landesmutter gewiß aufs Beste nachgekommen. Sie unterstützte allerdings mit Vorliebe reaktionäre und klerikale Sachen. Ihre Spenden waren weder klein noch wenig. Ich kann nicht umhin, hier zu erwähnen, daß jedesmal, wenn die Kaiserin Augusta ihre Freigiebigkeit in der obenerwähnten Weise bethätigte, ihre Schwiegertochter, die spätere Kaiserin Friedrich, geflissentlich ihre Unterstützung einer auf entgegen-

gesetzten Prinzipien beruhenden Unternehmung angedeihen ließ. Dieser Wettbewerb in wohlthätigen Bestrebungen hatte den ausgezeichneten Erfolg, Bedürftigen der verschiedensten politischen und religiösen Ueberzeugungen aufzuhelfen.

Der so lang herbeigesehnte Tag der Abreise war endlich da. Die Abschiedsbesuche waren abgestattet und froh sprang ich in den Wagen, der mich nach dem Bahnhof bringen sollte. Wie sehr man sich aber auch in solchen Augenblicken auf das Wiedersehen daheim freuen mag, man kann sich eines wehmütigen Gefühls bei einer Trennung für immer doch nicht erwehren, es ist als ob man ein Stück des eigenen Lebens hinter sich ließe.

Der Zug setzt sich in Bewegung, Häuser, Bäume, Telegraphenstangen fliegen vorüber, mehr und mehr nähern wir uns der Grenze. Die Geschwindigkeit, mit der der Zug soeben noch dahinsauste, vermindert sich, wieder und wieder ertönt das Pfeifen der Lokomotive; es muß eine besondere Bewandtnis haben mit der nächsten Station. Da beim Einfahren erblicke ich auch schon den französischen Gendarmen,

dessen Anblick, wie lächerlich es auch klingen mag, mein Herz schneller schlagen läßt, ich bin ja auf heimischer Erde, in Frankreich!

Ich kann nicht recht verstehen, warum man sich über diesen Beamten so gerne lustig macht. Die, welche es thun, sind sicherlich nie aus Frankreich hinausgekommen, denn mehr als einen Reisenden hörte ich sagen, daß der Anblick des Gendarmen auf der Grenzstation ihren Patriotismus neu hat aufleben lassen. Wie die Fahne als das Wahrzeichen des ganzen Landes gilt, so repräsentiert der Gendarm die lebende, thätige Nation. Er hütet die Grenze, er überwacht den Feind, mit einem Wort, er ist das Symbol der nationalen Sicherheit.

Welche Freude, nach so langer Zeit wieder ringsum die eigene Sprache sprechen zu hören, französische Stationsnamen zu lesen, heimatliche Luft zu atmen. Die Stunden vergehen rascher, die Entfernungen erscheinen weniger groß, nur noch wenige Minuten und ich werde zu Hause sein.

Es ist unmöglich, die Rückkehr in die Heimat, den Ausbruch mütterlicher Zärtlichkeit und Liebe

mit der Feder wiederzugeben. Das Herz schlägt zum Zerspringen, die Augen füllen sich mit Freudenthränen, die Sorgen und der Kummer des Lebens sind vergessen für den Augenblick, Glück und Liebe, diese größten Gaben der Natur, treten an ihre Stelle.

Nachbarn und Freunde überschütteten mich mit den drolligsten Fragen, als käme ich direkt vom Monde. Ich schaffte mir die Neugierigen so rasch wie möglich vom Halse. Meine Absicht war, soviel wie möglich mit meiner guten, alten Mutter zusammen zu sein und sonst die Zeit zu Ausflügen in die Nachbarschaft zu benutzen.

Unter Alpentouren, Waldausflügen und Bootpartieen vergingen die Ferien denn sehr schnell.

In diese Zeit fiel der Geburtstag der Kaiserin Augusta. Ich gratulierte ihr und erhielt nach wenigen Tagen schon die folgende Antwort, die ich hier wiedergebe, da sie die Herzensgüte und Erkenntlichkeit der Kaiserin im besten Lichte zeigt.

Kabinet Ihrer Majestät
der Kaiserin-Königin.

Baden, am 2. Oktober 1876.

Monsieur.

Ihre Majestät die Kaiserin hat sich sehr gefreut über Ihren Brief vom 29. September und die darin enthaltenen freundlichen Wünsche und beauftragt mich, Ihnen dafür aufs herzlichste zu danken.

Die Kaiserin befindet sich trotz der Anstrengungen der vergangenen Wochen recht wohl und hofft, daß auch Prinz Wilhelm sich gleicher Gesundheit erfreut.

Auch läßt Ihre Majestät Ihnen nochmals danken für die Güte, mit der Sie ihr einen Teil Ihrer Ferien geopfert haben und hofft, daß Sie Ihre Frau Mutter, deren Gesellschaft Sie sich der Kaiserin zu Liebe so lange beraubt haben, wohl und munter angetroffen haben.

Ihr sehr ergebener

gez. O. von Mohl.

Der Brief war meiner Mutter eine wahre Herzensfreude und es drängt mich, hier in diesen Zeilen der hohen Frau, die mit dem eben erwähnten Beweis ihrer großen Güte die letzten Tage meiner geliebten Mutter wie mit einem letzten Sonnenstrahl verklärte, ein Denkmal meiner unvergänglichen Dankbarkeit zu setzen. —

---

## Einundzwanzigstes Kapitel.

---

### Das Trinken in Deutschland.

Ich mußte wieder einmal die Erfahrung machen, daß schöne Tage schnell vergehen. September und die erste Hälfte des Oktobers waren ins Land gegangen, ehe ich mich dessen versah, und es hieß wieder an die Arbeit gehen. Wenn man mir, wie einst dem Weibe Loth's verboten hätte zurückzublicken, ich wäre wohl nicht weit gekommen, ehe ich in eine Salzsäule verwandelt worden wäre. Mit schwerem Herzen riß ich mich los, denn eine Ahnung sagte mir, daß ich meine Mutter lebend nicht wiedersehen würde

14*

Aber es mußte sein, die Natur läßt sich in ihrem Lauf von den Schmerzen und Klagen der Menschenkinder nicht beirren, noch zurückhalten. Die Nachtigall singt am schönsten nach einer guten Mahlzeit von Insekten; die Schwalbe zwitschert fröhlich, nachdem sie ihren Appetit an unschuldigen Mücken gestillt; der Katze größte Freude besteht im langsamen, grausamen Töten der Mäuse, der Tiger schläft am ruhigsten, nachdem er seine Beute verschlungen, und der Mensch, der Herr der Schöpfung, schont in seiner Leidenschaft und Gier weder irgend eines der Tiere noch seine Mitmenschen selbst; was nützt also Seufzen und Bejammern unsers Schicksals? Das beste ist, es so ergeben wie möglich zu tragen und seine Pflicht zu thun ohne Murren bis zum Ende.

Schnell entführte mich der Zug aus der heimatlichen Gegend, an der ich so sehr hing. Die schönen Wälder und die mir so lieb gewordenen Seen und Thäler blieben zurück und mit Windeseile ging es der Grenze zu, bis auch diese und der obligate Gensdarm erreicht und passiert war.

Die erste Nacht im deutschen Bett mit seinen

wie gewöhnlich viel zu kurzen und zu schmalen Bettdecken wollte mir gar nicht behagen. Indessen, auch das ging vorüber. Die ersten paar Tage brachte ich mit Besuchen zu und freute mich, alten Bekannten wieder die Hand drücken und Reiseerlebnisse mit ihnen austauschen zu können. Die Prinzen hatten ihren Schulbesuch schon aufgenommen und am nächsten Tage begannen auch meine Stunden. In weniger als einer Woche war alles wieder im alten Geleise.

Der Winter kam mit seinen Vergnügungen, Schlittschuhlaufen, Schlittenfahren, Theater, Soireen und Bällen. Am meisten machte mir das Schlittschuhlaufen Spaß. Es hat einen eigenen Reiz, in mondhellen Nächten einem Vogel gleich über das wie ein Spiegel daliegende Eis dahinzufliegen und erfordert keine besonderen Anstrengungen.

In Deutschland wird viel getanzt und in Städten wie Kassel mit einer guten Anzahl von Offizieren und Referendaren, mit anderen Worten von heiratslustigen oder doch wenigstens vergnügungssüchtigen, jungen Leuten war dazu selbstverständlich

mehr als genügend Gelegenheit geboten. Hausbälle waren an der Tagesordnung und jeder gesellschaftsfähige junge Mann, der ein gutes Tanzbein schwingen konnte, erhielt seine Einladung.

Außer an solchen Abenden traf man sich auch häufig im Klub oder am Biertisch zu Plauderei und Trinken, Spiel und Gesang.

Vieles, was nahe lag, aber direkt oder indirekt nichts mit dem eigentlichen Gegenstand dieses Buches zu thun hat, habe ich weggelassen, z. B. habe ich vieler Eigentümlichkeiten des deutschen Lebens nicht Erwähnung gethan, auch eine Beschreibung der Städte und Gegenden, die ich gesehen, unterlassen: da mich das zn weit führen und besser in einem anderen Bande behandelt würde.

Eines möchte ich jedoch nicht zu erwähnen vergessen: zweifellos hat es seine guten Seiten, sich am Abend gesellig zusammenzufinden und beim Schoppen ein paar fröhliche Lieder zu singen, solange das Ganze nicht in ein trunkenes Gelage ausartet, was leider oft der Fall ist.

Es ist eine traurige Thatsache, daß auch der

Fremde leicht diese abscheuliche Gewohnheit des übermäßigen Trinkens annimmt. Der Übergenuß des Bieres macht den Menschen grob und brutal. Der Unterschied zwischen dem guten Humor und sprühenden Witz am Beginn, und der Schwerfälligkeit am Ende solcher Gelage wirkt geradezu niederschlagend. Mehr als einmal weckte mich nachts das betrunkene Geschrei von Leuten, die berufen waren, in späteren Jahren ihrem Vaterlande als Beamte und Stützen zu dienen. Was muß wohl ein junges Mädchen denken, wenn sie unter den Stimmen der Lärmenden die ihres Geliebten erkennt?

Ich bringe dies nicht vor, um die Deutschen damit aufzuziehen, sondern nur um ihnen zu zeigen, welchen Eindruck solche Sitten auf den Ausländer machen.

Selbst wenn die Deutschen diesen Fehler einmal einsehen, wird noch viel Wasser unter der Kölner Brücke durchfließen, ehe sie der Gewohnheit entsagen, so eingewurzelt, so heilig ist sie ihnen.

Ein Unterbeamter läßt seinem Vorgesetzten sagen, daß ein Katzenjammer ihn ans Haus fessele, und

lächelnd nimmt dieser die Entschuldigung entgegen und vergiebt dem Säumigen, was er vielleicht nicht thun würde, wenn es sich um Rheumatismus oder sonstige Abhaltung handeln würde.

Dieser Hang zum Trinken ist ebenso alt wie das Volk selbst. Jedes Jahrhundert hat seine Trinklieder in Deutschland aufzuweisen, die noch dazu oft von den geistreichsten Männern gedichtet sind.

Sogar der berühmte Theolog und Reformator Dr. Martin Luther hat eines verfaßt, in dem es heißt:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang.“

Wenn Geistliche in solchen schlechten Sitten mit bösem Beispiel vorangehen, dann ist es kein Wunder, daß die Laien nicht davon abzubringen sind. Die Bachuskultur ist noch auf ihrer Höhe in Deutschland und viele daraufbezügliche Sprichwörter und Redensarten sind dem Deutschen ebenso geläufig wie sein „guten Morgen“ und „guten Abend.“ Wer kennte nicht das berühmte:

Bier auf Wein, das laß sein,
Wein auf Bier, das rat' ich Dir.*)

Auf den Universitäten ist das Trinken furchtbar ausgeartet. Der Fuchsmajor kann dem armen Fuchs die widrigsten Strafen auferlegen. Es ist nichts seltenes, daß er ihn zwingt zwölf Glas Bier nach einander auszutrinken, während die Uhr zwölf schlägt. Nach dem sechsten Schoppen vielleicht empört sich der Magen des Fuchses, aber tapfer fährt er fort, das Getränk hinunterzuschlucken, um nicht „durchs Examen zu fallen." Erst wenn er, oft unter den scheußlichsten Szenen, Tisch und Flur, sowie die Nahestehenden beschmutzend, dem Befehl des Fuchsmajors Genüge geleistet hat, wird er proklamiert „dignus intrare."

Es macht einen komischen Eindruck, wenn eine solche fröhliche Tafelrunde das alte schöne „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten," zu singen anfängt.

Ich hatte mich in Kassel sehr an einen geist-

*) Der Autor bringt die Deutschen mit seiner französischen Übersetzung dieses Verschens in argen Mißkredit. Er sagt nämlich: De la bière après du vin, cela peut aller, d. h. das mag sein, anstatt etwa est chose à éviter.

reichen und gemütvollen jungen Mann angeschlossen, der leider von allzufrohem Leben und zu großem Reichtum litt. Nichts wird der Mensch so schnell überdrüssig, als die mit Geld erkauften Vergnügungen, die selten solange vorhalten und so echt sind wie die, die einem z. B. der Besitz eines guten, treuen Hundes gewähren kann. Der geneigte Leser wird sich unter den Umständen kaum wundern zu hören, daß mein Freund durch und durch Pessimist war. In allem und jedem sah er die Spuren physischen und moralischen Verfalls. Ich hatte oft große Mühe, ihn aus dieser Gleichgiltigkeit aufzurütteln. Es dauerte mich, ihn, der so gute Anlagen und Geistesgaben hatte, in einen Zustand völligen Stumpfsinnes und der größten Teilnahmlosigkeit versinken zu sehen. Eines Tages, als wir zusammen eine Ausstellung mittelalterlicher Gebrauchsgegenstände besuchten, verfiel mein Freund in noch hartnäckigeres Schweigen als sonst und ich hatte die Worte geradezu aus ihm herauszupressen. Plötzlich sagte er: „Es wundert mich, wie Sie noch festhalten können an Ihrem Glauben an die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen.

Ich sage Ihnen, es geht bergab, stark bergab mit der Menschheit und in verhältnismäßig kurzer Zeit wird es überhaupt mit ihr vorbei sein. Gleich hier haben Sie einen guten Beweis dafür. Sehen Sie sich dieses Steingut an!" fuhr er fort, indem er auf einen weitbauchigen Krug wies. „Aus solchen Gefäßen tranken unsere Prinzessinnen im Mittelalter. Vergleichen Sie diesen stattlichen Krug mit den Fingerhüten, in denen man heutzutage das Bier verschenkt und ziehen Sie selbst Ihren Schluß daraus."

Ich lachte laut auf über diesen komischen Vergleich. Die Verehrung der Deutschen für ihr Bier ist jedoch so groß, daß ich nicht zu fragen wagte und infolgedessen heute noch im Unklaren darüber bin, ob mein Freund damals im Scherz oder im Ernst sprach.

Ein andermal ging ich mit einem Referendar vor der Stadt spazieren. Auf einmal blieb mein Begleiter stehen und sagte: „Nun?" Ich sah ihn fragend an, und alsbald setzte er seinen Weg schweigend fort. Nach einer Viertelstunde wiederholte sich derselbe merkwürdige Vorgang. Ich glaubte, er

habe den Verstand verloren, aber nach kurzer Zeit ging er wieder weiter. Endlich, kurz vor einem Dörfchen, nahm er mich beim Arm und bemerkte: „In Frankreich pflegt man soviel ich weiß zu sagen: Je kürzer die schlechten Witze, um so besser. Mir scheint, daß Sie den Ihren ein wenig zu lang ausdehnen.“

„Ich weiß wirklich nicht, was für einen Scherz Sie meinen“, erwiderte ich. „Vor drei Wirtshäusern sind Sie vorbeigelaufen!!“ sagte er. „Sie denken doch nicht, daß man zu irgend einem anderen Zwecke aufs Land geht, als um sich zu erfrischen. Mich wenigstens bringen Sie keinen Schritt weiter, bis ich meinen Durst gestillt habe.“

„Sie denken nur ans Trinken!“ versetzte ich. „Sie sind zu gütig!“ gab er spöttisch zurück. „Sie sprechen immer davon, daß ich zuviel trinke, aber Sie bedenken nie meinen Durst. Sie müssen doch zugeben, daß man trinkt, weil man durstig ist. Jedem Menschen ist von Geburt an bestimmt, wieviele Tonnen er während seines Lebens trinken wird, und dieses Maß überschreitet er nie.“

Ich folgte ihm in das Wirtshaus, wo der Anblick eines Glases Bier ihm die gute Laune wiedergab.

Ich glaube durchaus nicht, daß die Deutschen mehr vom Durst geplagt werden als andere Leute, obgleich es so scheint, wenn man das heimliche Behagen sieht, mit dem sie ihr Bier oder ihren Wein hinter die Binde gießen. Es grenzt an Unmöglichkeit, die Quantitäten zu berechnen, die an Kaisers Geburtstag oder am Sedanfeste vertilgt werden. Weniger erbaulich und graziös ist jedoch das Schauspiel, das die Trunkenen in den Straßen geben und ich habe hie und da Leute ihre Schwerhörigkeit preisen hören, weil dieselbe ihnen ersparte, den Lärm und das Geschrei mit anhören zu müssen. Diese Art der Erholung war für mich gerade so abstoßend, wie die Familienfeste, besonders Weihnachten, anziehend waren. Der Kontrast zwischen den beiden Arten des Vergnügens ist allerdings auch recht groß.

Da ich nicht tanzte, nahm ich nur wenige der Einladungen zu Bällen an. Am meisten zog mich das Theater an. Auch an den litterarischen und philosophischen Disputationen, welche die deutsche

studierende Jugend vor allen anderen auszeichnen, nahm ich gerne teil und war der Vorsehung dankbar, die mich unter diese geistreichen Menschen geführt hatte, mit denen man sich rückhaltlos über allen Fortschritt der Civilisation aussprechen konnte. Die deutschen Studenten nehmen nämlich ein lebhaftes Interesse an den Vorgängen und Fragen des Tages in aller Herren Länder. Man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß das Bier weniger Einfluß auf ihre geistige und körperliche Entwicklung und ihre Arbeit hat, als gewisse Zerstreuungen des quartier latin in Paris auf seine Bewohner. Man begegnet selten einem Referendar oder Offizier, der nicht eine gute Kenntnis wissenschaftlicher und litterarischer Werke sowohl des eigenen wie anderer zivilisierter Länder hat und noch seltener trifft man einen Menschen, der nicht wenigstens eine oder zwei fremde Sprachen spricht.

Ein besonderes Vergnügen machte es mir, Weihnachts-, Oster- oder Pfingstferien zu Ausflügen in die Umgegend zu benutzen, die mir die beste Gelegenheit boten, Land und Leute kennen zu lernen.

---

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

# Die Mündigsprechung des Prinzen Wilhelm.

### Ein Fest in Wilhelmshöhe.

Im Monat Januar des Jahres 1877 wurde unser friedliches Leben in Kassel sehr gestört und die ersten Zeichen der kommenden Auflösung des kleinen Hofstaates machten sich bemerklich. Prinz Wilhelm ist am 27. Januar 1859 geboren und vollendete somit 1877 sein achtzehntes Lebensjahr, welches zugleich das Mündigkeitsalter für preußische Prinzen ist. Bisher pflegte man seinen Geburtstag,

wie an anderer Stelle bereits erwähnt, mit einer Festvorstellung im Theater zu feiern. Diesmal aber begab sich der Prinz nach Berlin, wo ihm selbst die Hauptrolle bei den kommenden Festlichkeiten zufiel. Nach altem Herkommen wurde er mit großer Feier-lichkeit in Gegenwart aller Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, der Würdenträger des Hofes und der Staatsminister für mündig und damit für berechtigt erklärt, im Notfalle von diesem Tage an die Krone zu tragen. Bei jener Gelegenheit wurden ihm auch die sämtlichen preußischen Orden verliehen.

Die Zeremonie fand in einem der großen Säle des königlichen Schlosses zu Berlin statt. Alle an-wesenden Herren waren in glänzenden Uniformen oder Hofgala erschienen. Der Prinz soll in dem majestätischen großen Purpurmantel, den er trug, sehr vorteilhaft ausgesehen haben. Er hat übrigens auch seither bewiesen, daß er die Kunst, sich geschmack-voll zu kleiden, nicht vernachlässigt hat.

Bei seiner Rückkehr nach Kassel gratulierte ihm jedermann. Da ich sein leicht begeistertes Tempera-ment und seine Vorliebe für solche prunkvolle

Festlichkeiten kannte, wie er sie eben mitgemacht hatte, war ich nicht wenig erstaunt, ihn statt mit leuchtenden Augen womöglich noch ernster und nachdenklicher als vor dem Fest zurückkommen zu sehen. Er nahm ruhig seine Studien wieder da auf, wo er sie bei seiner Abreise liegen gelassen. Mag sein, daß die Verantwortlichkeiten und die Pflichten seiner neuen Stellung ihm zu denken gaben. Jeder unparteiische Mensch muß zugeben, daß solcher Ernst, eine derartige gründliche Auffassung übertragener Verpflichtungen, die große Selbstbeherrschung, die er zeigte, indem er sich mit seinen Mitschülern und mit seiner Umgebung ganz auf den früheren kameradschaftlichen und freundlichen Fuß stellte, und so vermied, sich lächerlich zu machen, in sich selbst aber einen der größten menschlichen Fehler, die Eitelkeit zu unterdrücken wußte, bei einem jungen Menschen von 18 Jahren einen gut entwickelten Charakter zeigen und wirklich volles Lob verdienen. Ein Jüngling, der zum Mittelpunkt einer so seltenen und großen Feier gemacht, seine alte Bescheidenheit bewahrt, kann keine gewöhnliche Natur sein. Ich, der

ich ihn gerade in dieser Zeit mit Muße habe beobachten können, muß sagen, sein Benehmen war wirklich bewundernswert. Ich will nicht behaupten, daß er gar keine Fehler gehabt habe, denn das würde lächerlich sein, aber jedenfalls war er den meisten seiner Altersgenossen geistig weit voraus.

Prinz Heinrich wollte diese Gelegenheit benutzen, um sich von dem drückenden Joch der Arbeit für eine Weile zu befreien. Er konnte doch seine Teilnahme an der allgemeinen Freude gewiß nicht dadurch beweisen, daß er sich hinter seine Bücher steckte! So versuchte er denn unter diesem Vorwand sich einen oder zwei studienfreie Tage zu verschaffen, wurde jedoch von Dr. Hinzpeter scharf an seine Pflichten erinnert. Aber auch für ihn schlug die Stunde der Erlösung. Die Eltern der Prinzen hatten bestimmt, daß Prinz Wilhelm im Mai aktiv in die Armee eintreten und dann im folgenden Jahre nach Bonn gehen und sich dort immatrikulieren lassen solle, teils um seine Studien zu vollenden, teils um dem Beispiel seines

Vaters zu folgen, der s. Zt. auf derselben Universität studiert hatte.

Prinz Heinrich sollte auf eine Seekadettenschule geschickt werden, um sich daselbst die für den Dienst in der Marine nötigen technischen Kenntnisse anzueignen. Später sollte er in den aktiven Dienst eintreten. Er war voll Jubels, ohne sich vor der Hand viel Kopfzerbrechens zu machen über die Arbeit, die seiner wartete und die Disziplin, der er sich auf der Schule zu unterwerfen haben würde. Die Aussicht, aufs Schiff zu kommen, entzückte ihn dermaßen, daß er alles Andere darüber vergaß.

Man kann diese jugendliche Ungeduld, dem verhaßten Joch der Schule zu entrinnen, kaum tadeln. Manche Leute wollen zwar behaupten, daß die Schuljahre die schönsten des Lebens seien, aber schließlich wird doch jeder zugeben, daß das größte Glück eines Schülers immer darin besteht, mit der Schule fertig zu sein. Der geforderte, strenge Gehorsam, die obligatorische Arbeit zu festgesetzten Stunden machen einen jungen Mann doppelt begierig, auf eigenen Füßen zu stehen. Er hat sein Hirn voller Pläne

und Heldenthaten und hat noch nicht gelernt an der eigenen Kraft zu zweifeln. —

Ich hoffe von ganzem Herzen, daß die Enttäuschungen, die Prinz Heinrich erfahren hat, keine zu grausamen waren.

Trotzdem alle diese bedeutenden Veränderungen in Aussicht standen, nahm die Arbeit ruhig ihren Fortgang. Bis zur letzten Minute blieb die Lebensweise der beiden Prinzen dieselbe wie bisher. Nur einmal wurde das streng durchgeführte Programm durch ein auf Schloß Wilhelmshöhe gegebenes Diner angenehm unterbrochen.

Ich begab mich zu Fuß nach diesem reizenden Lustschloß, das einst Jerome Bonaparte als König von Westfalen, und nach ihm Napoleon III. als Kriegsgefangener bewohnt hatten. Von Kassel aus ist es eine gute Stunde Wegs, eine reizende Allee entlang. Schon von weitem sieht man die über dem Hügel sich erhebende gewaltige Statue des Herkules. Es ist ein reizender Punkt, den Menschenhand noch um ein Beträchtliches verschönert hat. Einer der ehemaligen Fürsten dieses Landes hatte es sich zur

Lebensaufgabe gemacht, die Wunder, die Ludwig XIV. in Versailles geschaffen, womöglich noch zu übertreffen und widmete sein ganzes Leben der Ausführung seiner Pläne. Da ihm jedoch dazu das nötige Geld fehlte, griff er zu einem sehr einfachen und einträglichen Mittel. Er verkaufte seine Unterthanen an England, welch letzteres sie in aller Seelenruhe als Kanonenfutter in seinen Kolonien verwandte. Dieses Verfahren entvölkerte zwar sein Land etwas, machte aber das Leben für die Zurückbleibenden um so angenehmer. Er ließ große Behälter anlegen, aus denen das Wasser nach der Höhe gepumpt wird, von wo es zwischen den Füßen des Kolosses durch nach mehreren Seiten hin mit lautem Getöse über den Abhang hinabrauscht. Diese Kaskaden dehnen sich allmählich über eine weite Fläche aus, überall nimmt man große Wasserstrahlen und Gießbäche wahr, die von Fels zu Fels am Hügel, Katarakten gleich, herunterstürzen. Es ist ein wunderbares Schauspiel, dem man die Wasserkünste in Versailles nicht an die Seite stellen kann. Sie sind sich gar nicht einmal ähnlich, denn

während die in Versailles in der methodischen, regelmäßigen Art verteilt sind, für die Ludwig XIV. so große Vorliebe bezeigte, kommen die Wilhelmshöher Wasser wild und sturzbachgleich von den Höhen des Berges herab und ergießen sich dann in einen großen Teich oder vielmehr einen anmutigen See, der den Palast umgiebt.

In den klaren Wellen dieses Gewässers soll sich der Legende nach König Jerome während des Hochsommers mit einer großen Zahl schöner Nymphen belustigt haben. Diese Folge des Sieges bei Jena war dem guten Jerome jedenfalls durchaus nicht unangenehm, wie er überhaupt allen Grund hatte, die Triumphe seines Bruders zu applaudieren. Auch Frankreich hatte ein Recht, stolz auf den Tod seiner Söhne zu sein, denn Dank dem vergossenen Blut konnten ja die Bonapartes in Deutschland, Holland und Spanien regieren und Murat seine Herrschaft in Neapel begründen.

Man sieht den ganzen Trug und die Tragik dieses Stückes Geschichte erst, wenn man daran denkt, daß diese traurigen Helden auszogen unter dem

Vorwand, die Tyrannenherrschaft stürzen, unterdrückte Völker von ihrem Joch erlösen und sie unter der Trikolore sammeln zu wollen, wo sie sich dann ungestört ihrer Freiheit erfreuen sollten.

Die Gegend um Kassel ist voll von Erinnerungen an die denkwürdige Zeit des ersten Kaiserreichs. So sah ich im Schlosse zu Malsburg das erste Exemplar des Kreuzes der Ehrenlegion, bekanntlich eine Stiftung Napoleons I. Jerome verlieh dasselbe einem seiner Kammerherrn, dessen Nachkommen es noch heute sorgfältig in einem Schmuckkästchen aufbewahren.

Vor den Thoren Kassels steht ein Denkmal, das an die Erschießung einiger hundert deutscher Soldaten erinnert. Eins der Regimenter war aufrührerisch geworden und auf Napoleons Befehl wurden sämtliche deutsche Armeecorps dezimiert.

Eine andere Geschichte wird von Hersfeld erzählt. Einige Patrioten hatten eine heimliche Gesellschaft gegründet, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, mit allen Mitteln an der Befreiung des Vaterlandes zu arbeiten. Das Komplot wurde ent=

deckt und von Paris aus wurde Ordre erteilt, die rebellische Stadt einzuäschern und keinen Stein auf dem andern zu lassen. Jerome, der nicht einsah, warum er die gute Stadt zerstören sollte, die für ihn gerade soviel bedeutete, wie eine milchende Kuh für den Bauer, aber andererseits dem Befehl eines Herrschers, der absolut keinen Spaß verstand, Folge zu leisten hatte, verfiel schließlich auf einen guten Gedanken. Er befahl den Einwohnern, ein paar elende alte Hütten an den vier äußersten Enden der Stadt anzuzünden und die vorgeschriebene Zerstörung auf diese vier alten Baracken zu beschränken. Beim ersten Aufflackern des Feuers sandte der lustige König von Westfalen seinem kaiserlichen Bruder die Nachricht, daß die unbotmäßige Stadt an allen vier Ecken brenne, und damit war die Sache erledigt.

Man sieht, selbst die ungezügeltesten Tyrannen sind manchmal einer guten Regung fähig.

Indessen können trotz dieser grausamen und ungesetzlichen Maßregeln, die Bedrückung und die Trübsal der Deutschen jener Zeit mir kein Mitleid

einflößen. Was sie zu leiden hatten, war nur die gerechte Strafe für ihre eigene Kriecherei. — Warum warfen sie sich denn dem Sieger zu Füßen und flehten ihn um Ämter und Ehren an, ja erbaten sich die Gunst, gegen ihr eignes Vaterland kämpfen zu dürfen? Für diese Kleinlichkeiten ließ sie der Korse büßen.

Um jedoch auf das Schloß und die Wasserwerke von Wilhelmshöhe zurückzukommen, muß ich gestehen, ich war buchstäblich überwältigt von der Pracht des Schauspiels, das sich dem Auge bot. Die Tafel war in einem Saale gedeckt, von dem aus man den Blick auf den Abhang mit seinen Gießbächen hatte. Nie in meinem Leben hatte ich in einem so paradiesisch schönen Plätzchen diniert. Der Kaffee wurde in einem andern Zimmer eingenommen, dessen Parket eine Menge kleiner Löcher zeigte, die von den brennenden Zigaretten herrührten, die Napoleon III. und seine Adjutanten auf den Fußboden geworfen hatten. Mir schien es kleinlich, diesen Vandalismus des Exkaisers der Franzosen nicht durch Erneuern des Parkets wieder gut zu machen, indessen wäre es

jedenfalls taktvoller gewesen, brennende Zigaretten in einen Aschenbecher zu legen, statt damit Mobiliar und Fußboden zu verderben, das nicht einmal ihm gehörte. Höflichkeit und Takt sind immer empfehlenswert, selbst bei einem Kaiser.

Den Schluß des Abends bildete eine Promenade in den Anlagen. Ich würde gern länger dageblieben sein, doch galt es sich endlich loszureißen und nach Hause zurückzukehren.

---

## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

# Das Ende vom Liede.

Der Tag der Abreise kam nur zu rasch heran. Nach einem Austausch von Photographien und guten Wünschen nahm ich Abschied von meinen Schülern. Meine Aufgabe war gelöst, mein Auftrag zu Ende.

Wenige Minuten vorher hatte General von Gottberg mir das folgende Zeugnis gebracht, das er in Gegenwart meiner Schüler vorlas:

„M. F. Ayme, im Oktober 1875 von Paris als französischer Lehrer Ihrer Königlichen Hoheiten, der

Prinzen Friedrich Wilhelm und Heinrich von Preußen berufen, hat sein wichtiges Amt mit dem größten Eifer und Fleiße während des Aufenthaltes der Prinzen in Kassel erfüllt.

Er hat es verstanden, durch seine Lehrweise das Interesse und die Aufmerksamkeit seiner hohen Schüler zu fesseln, und ich bestätige hierdurch Monsieur Ayme mit großem Vergnügen, daß seine Arbeit von außerordentlich gutem Erfolg begleitet war.

Kassel, am 1. Juni 1877.

gez. von Gottberg

Generalleutnant und Militärgouverneur
Ihrer Königlichen Hoheiten der Prinzen
Friedrich Wilhelm u. Heinrich von Preußen.

Damit war nun alles zu Ende. Ich hatte nichts weiter zu wollen und nichts weiter zu erwarten von den Hohenzollern. Das obige Zeugnis war meine einzige Belohnung; aber die Bescheinigung, daß ich meine Pflicht gewissenhaft erfüllt und daß meine Arbeit nicht ohne Erfolg geblieben war, genügten mir vollständig. Doch nun hieß es an die Zukunft denken, denn ein reicher Mann war ich in Kassel

nicht geworden, im Gegenteil, man hatte mich sogar ziemlich dürftig behandelt. Mein Gehalt belief sich auf 150 Mark pro Monat. Davon hatte ich Kost und Logis, sowie alle anderen Ausgaben zu bestreiten. Eigentlich arbeitete ich doch für den König von Preußen und ich dächte, man hätte mich etwas besser behandeln können, anbetrachts der 5 Milliarden Franks, die man meinen armen Landsleuten erst sechs Jahre vorher abgenommen. Auch die Kosten der Hin- und Rückreise hatte ich aus eigner Tasche zu zahlen.

Ein englischer oder französischer Kaufmann würde mir höchstwahrscheinlich einen besseren Gehalt angewiesen haben. Und doch sind die Einkünfte solcher Privatleute nicht immer so gesichert wie die eines Königs von Preußen. Allerdings kann man den letzteren nicht nachsagen, daß sie ihren Leuten sehr nachlaufen.

Der Einwand, den man wahrscheinlich machen wird, daß ich in meiner freien Zeit andere Schüler hätte unterrichten können, ist gerecht, und ich habe deshalb keine Ursache mich zu beklagen. Indessen, es

waren nicht Geldinteressen, die mich bei der Annahme des Postens geleitet hatten, wie schon gesagt. Jedenfalls ist es Thatsache, daß zur Bestreitung meiner ämtlichen Ausgaben die 150 Mark nicht ausreichten.

Ich dachte noch darüber nach, wie ich mein Leben in Zukunft gestalten solle, als eine ganz unvorhergesehene und für mich geradezu niederschmetternde Nachricht mir jeden Zweifel über das, was ich zu thun haben würde, benahm. Am 16. Mai war der kühne Angriff der reaktionären und klerikalen Parteien auf die Verfassung in Szene gesetzt worden.

Eine geheime Freude bemächtigte sich der Gemüter in Deutschland, sobald dieser Versuch, die Monarchie in Frankreich wieder einzuführen, bekannt wurde. Wenige Stunden hatten genügt, um die mühsame Arbeit von 6 langen Jahren zu vernichten.

Merkwürdig genug erhöhte dieser Staatsstreich — so nannte man die Sache in Deutschland — den Ruf des Herrn von Bismarck noch erheblich. Einer war immer eifriger als der andere im Lobe des Geschicks und der machiavellischen Staatskunst des

Pommern. Er hatte mit einem Scharfsinn ohne gleichen die Gründung der Republik in Frankreich begünstigt, zweifellos in der Absicht, das Land weiteren Revolutionen entgegenzuführen. Dieses Genie sah nicht nur die Zukunft voraus, sondern wußte sie sogar zu gestalten. Die deutschen Chauvinisten lebten der Hoffnung, daß sie von nun ab nicht mehr mit Frankreich würden zu rechnen haben. Man erwartete, daß ein Aufruhr dem andern folgen, heute die, morgen jene Partei einen vorübergehenden Triumph erringen werde, bis endlich das ganze Reich in sich selbst zusammenstürzen oder, um den Ausdruck des Abgottes der Deutschen zu gebrauchen, in der eigenen Sauce zerkochen werde.

Der 16. Mai bildete ein geradezu unerschöpfliches Unterhaltungsthema in Deutschland. Wenn ich bei Gesprächen zugegen war, die darauf Bezug hatten, suchte man mir Trost einzusprechen, der allerdings einen sehr ironischen Beigeschmack hatte. „Noch jedes Volk hat in seiner Geschichte Höhepunkte und schwere Zeiten zu verzeichnen gehabt. Jetzt ist die Reihe an Frankreich, die Schrecken sozialer Uneinig-

keit durchzumachen. Es mag schwer für Sie sein, daß es so ist, denn die Franzosen waren einst ein großes Volk, aber der Gedanke an die vergangene Herrlichkeit Frankreichs sollte Sie trösten." Dieses Krokodilsmitleid trieb mich zur Verzweiflung. Daß ich die Urheber des Staatsstreiches, der, wenn auch nur ganz vorübergehend, gelang, nicht gerade segnete, brauche ich wohl nicht erst zu erwähnen.

Mein Entschluß war rasch gefaßt. Ich hielt es für meine Pflicht, wie einst 1870, auch diesmal dem gefährdeten Vaterland meine schwache Kraft zur Verfügung zu stellen.

Es war merkwürdig, daß meine Abreise von Deutschland beide Male aus so schmerzlichem Anlaß erfolgte. 1870 ebenso wie sieben Jahre später kehrte ich mit wundem Herzen nach Frankreich zurück, das erste Mal infolge der militärischen Mißerfolge, das zweite Mal aus noch traurigerer Ursache. Ein Schauer überlief mich bei dem Gedanken an die Bruderkämpfe, die bevorstanden, und an die traurigen Folgen, die dieselben natürlich haben mußten. Würden die Weissagungen unserer Feinde wirklich in Er=

füllung gehen? Waren wir denn in der That so absolut unfähig, uns zu regieren? Wohin sollten diese fortwährenden Bürgerkriege uns noch führen? Die Restauration der Monarchie mußte ja eine allgemeine Erhebung im Gefolge haben. — Diese traurigen Gedanken trugen nicht gerade dazu bei, mich auf der Reise nach Paris aufzuheitern, doch zögerte ich keinen Augenblick und war fest entschlossen bis zum letzten Atemzuge zu kämpfen, um die unter schweren Opfern erworbene Freiheit zu wahren.

„Thu' was du thun mußt, komme was da wolle", war von jeher mein Grundsatz. Ich war fest überzeugt, daß es zum Wohle Frankreichs und der Franzosen unbedingt nötig sei, den monarchisch Gesinnten die Macht zu entreißen. Ich ließ mich für die republikanische Armee anwerben und befand mich diesmal, im Gegensatz zum Jahre 1870/71, in den Reihen der Sieger.

Am Abend des 14. Juli, den man im Jahre 1877 mit besonderem Jubel feierte, war ich in Paris und nahm an den Festlichkeiten lebhaften Anteil.

Der Zufall führte mich durch die rue Drouot, wo ich auf einer illuminierten Bude eine Statuette wahrnahm, ein ganz junges Mädchen, das die Republik vorstellen sollte. Darunter stand zu lesen: Ich bin noch sehr klein, aber nur Geduld, ich werde wachsen.

Der Anblick dieser jungen Republik, die so siegesgewiß auf das fröhliche Volk hinabschaute, brachte mir plötzlich jene Trostesworte wieder ins Gedächtnis zurück, die mir die letzten Tage meines Aufenthalts in Deutschland so verbittert hatten. Ja, wiederholte ich leise für mich, ja, sie wird wachsen, und vielleicht noch viel zu rasch für jene, die noch vor kurzem ihr Ende gekommen glaubten.

Und in der That, sie ist gewachsen und hat sich rein und edel erhalten trotz manchen zweifelhaften Vormunds, den sie gehabt. Es sieht nicht danach aus, als ob sie bald gestürzt werden würde und die Augurn, die einst weissagten, daß es bergab gehe mit uns, zittern heute vor der Macht der jungen Republik, die übrigens nun bald mündig sein wird.

Wenn dann erst einmal die Abenteurer und Intriganten verjagt sind, die unter dem Vorwand, ihre ersten Schritte zu leiten, ihre Güter verpraßt und sie an den Rand des Verderbens gebracht haben, wenn der Augiasstall gereinigt und gehörig desinfiziert sein wird, wenn einem jeden erst sein Platz angewiesen ist und alle Angelegenheiten besser geordnet sind, dann kann sie endlich daran gehen, ihre hohe Aufgabe zu erfüllen. Die Unterdrückten und die Schwachen, die Elenden und die Betrübten, alle die, welche ihren Kindern eine gute Zukunft sichern möchten, werden den Beistand des Staates dann nicht umsonst anflehen. Er wird die Versprechen wahr machen, die in der Déclaration des Droits de l'Homme enthalten sind, er wird ernstlich an einer sozialen Gleichstellung aller Klassen arbeiten.

Wenn das erst erfüllt ist, wird Frankreich auch die große Rolle wieder aufnehmen, die es einst begonnen, die der Befreierin der Menschen. Statt sich zu hassen und einander umzubringen, im Interesse einiger wenigen Ehrgeizigen, werden dann die Völker

ihre ganzen Kräfte einheitlicher Arbeit widmen und endlich wird die Aera der Gerechtigkeit anbrechen, wo das Recht ein für allemal die Gewalt verdrängt. Das ist meine feste Hoffnung — oder meine letzte patriotische Illusion.



Druck von Oswald Mutze in Leipzig.

